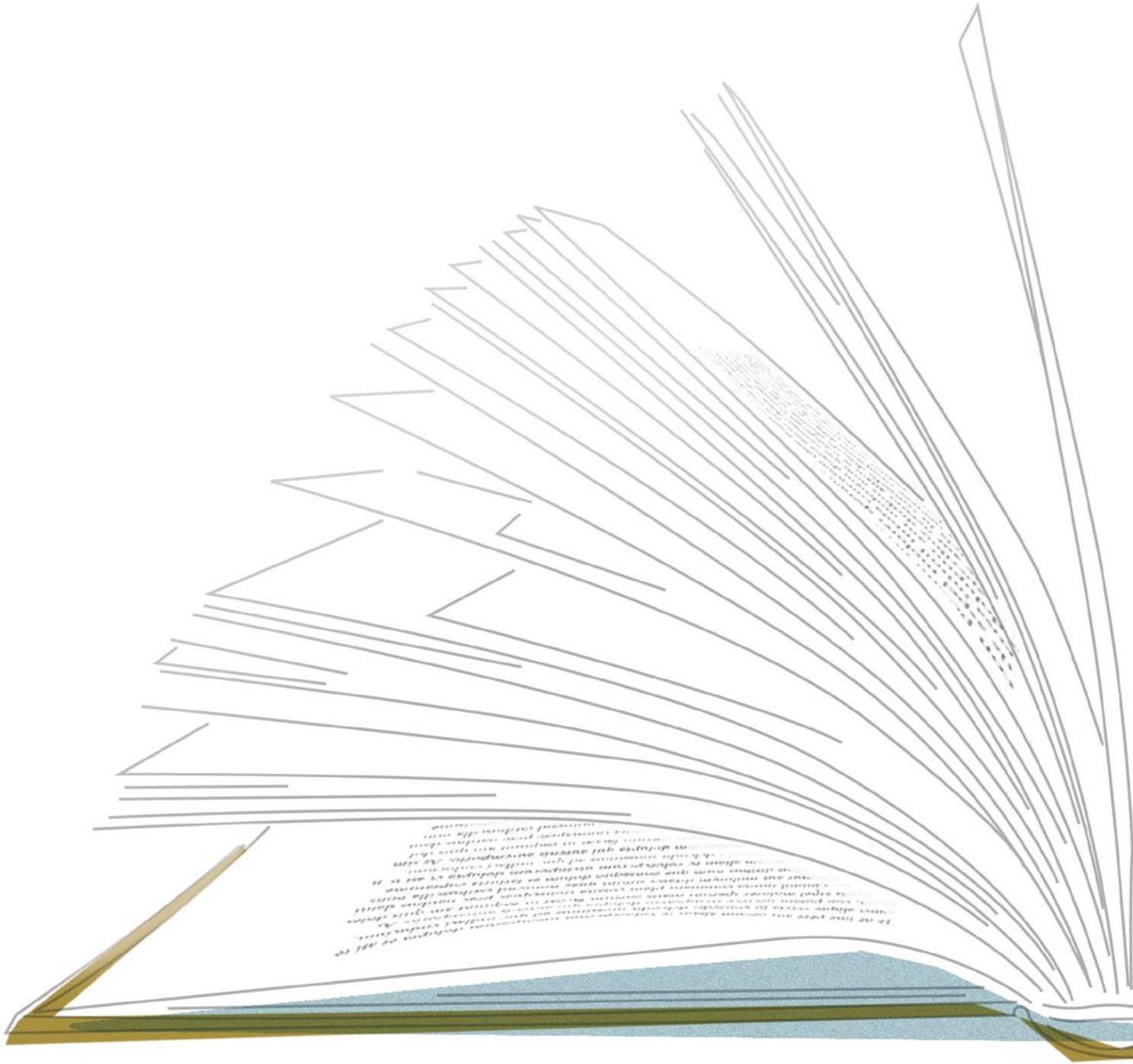


Gute Lehre

Frischer Wind an deutschen Hochschulen







Prof. Dr. Margret Wintermantel
Präsidentin der Hochschulrektorenkonferenz

**Sehr geehrte Leserin,
sehr geehrter Leser!**

Der Forderungskatalog zum Thema gute Lehre, mit dem die deutschen Hochschulen aus Politik und Gesellschaft konfrontiert werden, ist lang: Anregend soll die Lehre sein, motivierend, inspirierend, praxisnah, sie soll die unterschiedlichen Biographien der Studierenden berücksichtigen – das sind nur einige der Anforderungen, die immer wieder genannt werden. Diese Anforderungen belegen natürlich auch, dass unsere Hochschulen eine zentrale Rolle bei der Bewältigung der gesellschaftlichen Herausforderungen spielen: Sie müssen die Absolventinnen und Absolventen optimal auf ihre künftigen Aufgaben vorbereiten – und darüber, wie das am besten geschieht, hat sich in den vergangenen Jahren eine fruchtbare Debatte entwickelt. Für mich ist es eine Freude zu sehen, wie engagiert sich unsere Hochschulen diesen Herausforderungen stellen. Überall im Land sind überzeugende Konzepte entstanden, wie gute Lehre gefördert werden kann. In diesem Magazin begeben wir uns auf eine Rundreise durch Deutschland, um den vielen Ideen und Innovationen nachzuspüren. Wir sind uns dessen bewusst, dass wir hier nur wenige Beispiele darstellen können. Um dennoch ein möglichst breites Bild zu vermitteln, haben wir darauf geachtet, gleichermaßen kleine wie große, junge wie traditionelle Hochschulen zu besuchen, Fachhochschulen ebenso wie Universitäten sowie Kunst- und Musikhochschulen.

Sie werden bei der Lektüre feststellen, wie unterschiedlich gute Lehre aussehen kann. Dass es auch in der Hochschullehre kein Patentrezept gibt, ist ohnehin eine Binsenweisheit; die hier vorgestellten Ansätze verdeutlichen eindrucksvoll, dass die unterschiedlichen Fachkulturen und die verschiedenen Lehrpersönlichkeiten aus ihrer Fachkompetenz heraus maßgeschneiderte Ideen zur adäquaten Vermittlung von Lernergebnissen finden und treffsicher umsetzen. Mich freut es außerdem zu sehen, mit welchem Engagement sich auch die Studierenden in die Diskussion einbringen.

Die Hochschulen in Deutschland – das unterstreichen die hier vorgestellten Beispiele – haben längst erkannt, wie wichtig die Lehre ist. Sie nutzen die kontinuierlichen und systematischen Verbesserungen, um ihre Wettbewerbsfähigkeit auch weit über die Landesgrenzen hinaus zu steigern.

Ich wünsche Ihnen auf den folgenden Seiten eine anregende Reise durch die deutsche Hochschullandschaft!

Ihre

A handwritten signature in black ink, which appears to read "M. Wintermantel". The signature is written in a cursive, flowing style.



MITDENKEN

Eine der Voraussetzungen für gute Lehre: Bestehendes hinterfragen und neue Wege suchen. Manche vermeintlich kleine Veränderungen haben das Zeug zu richtungsweisenden Innovationen



- 02 Editorial
- 06 Interview mit HRK-Präsidentin Prof. Margret Wintermantel
- 08 Interview mit dem Hochschuldidaktiker Prof. Johannes Wildt



Blickpunkt Lehrende

- 12 **Große Bühne für die Lehre**
Der Ars legendi-Preis wird für herausragende Lehrkonzepte verliehen. Ein Überblick über die bisherigen Preisträger und ihre Ideen
- 16 **Der Analyst am Krankenbett**
Wie ein Medizinmanagement-Studiengang dank Praxisnähe zum Erfolgsmodell wird
- 18 **Informatik à la Humboldt**
Von der Kunst, aus Studierenden eine akademische Familie zu machen
- 20 **Missionar am OP-Tisch**
Auch in vollen Hörsälen will ein Medizin-Professor Begeisterung für die Chirurgie wecken
- 22 **Bestätigung im Internet**
Ein Berliner Informatiker hat die multimediale Lehre perfektioniert
- 24 **Schreiben wie die Briten**
Wie akademisches Englisch für angehende Wissenschaftler zum Karriere-Turbo wird
- 26 **Kleine Neuerung, große Wirkung**
Mit einer geänderten Institutsstruktur schaffen sich Pharmazie-Professoren in Eigenregie mehr Luft für die Lehre
- 28 **Helfer für die gute Lehre**
Wie ein Public-Health-Studiengang von einem aufwendigen Tutorienkonzept profitiert
- 30 **Dank Karl Marx zur guten Lehre**
Interview mit dem Rostocker Historiker Kersten Krüger
- 32 **Die Mathematik neu entdecken**
Wie eine Mathe-Didaktikerin die Lust an ihrem Fach weckt
- 34 **Innehalten für Investmentbanker**
Warum eine Marburger Professorin ihre Wirtschafts-Studierenden mit dem Programm Ecoskills ins Grübeln bringt



Blickpunkt Studierende

- 38 **Per Selbsthilfe zur guten Lehre**
Mit ihrem Lehrer-Lämpel-Pokal führt die Dortmunder Informatik-Fachschaft schonungslos Protokoll über motivierende, aber auch über unverständliche Veranstaltungen
- 40 **Manager auf Zeit**
Heiko Marski ist Student – und Vizepräsident der Universität Rostock



Foto: Fotoarchiv Leuphana

IDEEN AUSTAUSCHEN

Die zweite Voraussetzung für gute Lehre: Wenn sich Studierende und Lehrende gemeinsam Gedanken machen, kommen dabei oft erstaunliche Konzepte heraus. Profitieren können davon alle Beteiligten

HAND ANLEGEN

Und die dritte Voraussetzung für gute Lehre: Viel Engagement gehört auch dazu, genauso wie eine Portion Optimismus. Die Beispiele aus diesem Magazin zeigen, dass sich die Mühe lohnt



Foto: Ulli Benz

- 44 Uni von unten**
An der Lüneburger Leuphana Universität gehört die studentische Einmischung zum Konzept – mit Vorteilen für alle Beteiligten
- 48 Die Experten von der Basis**
Im Akkreditierungspool bereiten sich Studierende akribisch auf ihre künftige Rolle als Studiengangs-Gutachter vor

Blickpunkt Hochschulen

- 54 Modell mit Breitenwirkung**
Die TU München will das Thema gute Lehre auf allen Ebenen verankern
- 58 Neue Chancen durch Kooperation**
BTU Cottbus und HS Lausitz haben eigene Bauingenieurs-Studiengänge angeboten. Jetzt verbinden sie ihr Know-How
- 62 Freiräume dank Professionalisierung**
Die Uni Hamburg setzt in ihrem Lehrkonzept auf dezentrale Verbesserungen
- 66 Die Vernetzten**
Die Universitäten in Baden-Württemberg kooperieren in einem gemeinsamen Hochschuldidaktischen Zentrum
- 68 Früh ans Krankenbett**
Die Berliner Charité fasst ihre Erfahrungen mit innovativer Lehre in einem Modellstudiengang zusammen
- 72 Gegen die Mathephobie**
An den Universitäten Kassel und Paderborn entstehen Konzepte für eine innovative Mathelehre
- 74 Die Innovationsschmiede am Rhein**
Die FH Köln kommt den Lerngewohnheiten ihrer Studierenden entgegen
- 78 Spaß bei Saite**
Die Hochschule für Musik in Weimar forciert eine ganzheitliche Ausbildung ihrer Studierenden
- 82 Upgrade für die Erstsemester**
Mit einem Aktionsprogramm schafft die FH Jena ein innovationsfreundliches Klima für gute Lehre
- 84 Mit dem Captain's Club die Welt entdecken**
Die Hochschule Wismar will die Kreativität ihrer Studierenden kitzeln
- 88 Kreatives Lehren als Prinzip**
Die HS Bremen gibt den Professoren gezielt Freiraum für ihre Ideen – mit erstaunlichem Erfolg
- 92 Kreative Kollisionen**
Die Berliner Universität der Künste schöpft aus einer fachlichen Verknüpfung ungeahnte Potenziale

Fazit

- 96 Die Einheit von Forschung und Lehre als gelebte Realität**
Warum die Debatte über gute Lehre Früchte trägt – von Dr. Peter A. Zervakis, Projektleiter nexus der HRK
- 98 Impressum**



„Freiraum lassen für Persönlichkeiten“

Warum die Bemühungen um Qualität bei den Lehrenden ansetzen müssen, was die Bologna-Reform mit guter Lehre zu tun hat und weshalb sie größten Respekt vor den Leistungen der Professoren hat – ein Gespräch mit Margret Wintermantel

Frau Wintermantel, derzeit ist so viel von guter Lehre die Rede, dass man fast den Eindruck gewinnt, das Thema sei an den Hochschulen bislang fremd gewesen. Findet die Rückbesinnung auf die Lehre tatsächlich erst jetzt statt?

Nein, das wäre eine falsche Annahme. Gute Lehre ist schon lange ein Thema, und unsere Hochschulen haben so viele Erfahrungen damit gesammelt, dass sie ein regelrechter Ideenspeicher sind. Denken Sie nur an alle die Lehrenden, die sich ihre ganze Karriere hindurch für die Belange der Studierenden engagieren! Dass jetzt stärker über das Thema diskutiert wird als früher, hat einen anderen Grund: Das Studium verändert sich, die Hochschulen sehen sich einer immer größeren Zahl von Studierenden gegenüber und die Anforderungen an Absolventen sind auch andere als noch vor einigen Jahren.

Und noch eine Änderung gibt es: die Bologna-Reform, die Einfluss auf die Kultur an den Hochschulen hat. Inwiefern hat diese Reform die Bedingungen für die Lehre geändert?

Die Qualitätsentwicklung und auch die Überprüfung der Qualität sind elementare Säulen des Bologna-Prozesses. Damit ist ja unmittelbar die Frage der geeigneten Vermittlung von Wissen, Kenntnissen und Fähigkeiten durch die Lehre angesprochen. Ich bin der Auffassung, dass die Reform die Bedeutung der Lehre steigert. Und deshalb finde ich es bedenklich, wenn auch innerhalb der Hochschulen immer noch von einzelnen Lehrenden verkündet wird, dass Bologna eigentlich von Übel sei. Ich habe unlängst mit der Mutter eines Studenten gesprochen, der sich in Berlin eingeschrieben hat. Schon bei der Einführungsveranstaltung hat er zu hören bekommen: „Ihr Armen, ihr habt jetzt mit Bologna zu tun. Wir müssen Bologna machen, weil uns das von oben gesagt wird.“ Diese Situation dürfen wir so nicht akzeptieren.

Aber Sie sprachen ja selbst schon von steigenden Studierendenzahlen. Wie kann denn unter solchen Bedingungen überhaupt eine gute Lehre stattfinden, die ja im Idealfall aus einem Dialog zwischen Studierenden und Lehrenden besteht?

Sie denken wahrscheinlich an die Situation, die wir alle kennen: Da sitzen 600 Studierende im Hörsaal und der Professor hält vorne seine Einführungsveranstaltung. Wenn dann noch die Lautsprecheranlage veraltet ist, kommt überhaupt nichts davon bei den Studierenden an und sie wissen am Schluss genauso viel wie vorher. Und Sie haben recht: Das sind abschreckende Beispiele vor allem für schlechte Rahmenbedingungen für Lehre. Aber die Realität an den Hochschulen hat sich bereits stark verändert, solche extremen Fälle finden wir immer seltener. Ich bin mir sicher, dass die Mehrzahl der Professoren gute Lehre macht: Dies zeigen auch die regelmäßig erhobenen Beurteilungen durch die Studierenden.

Liegt die Schlüsselrolle also bei den Lehrenden?

Es steht ganz außer Frage, dass die Person des Lehrenden die wichtigste Einflussgröße ist, an der Stelle müssen deshalb alle Bemühungen um gute Lehre anfangen. Das heißt aber nicht, dass man den Professoren ein Lehrschema überstülpen darf, das sie dann bitteschön anwenden müssen. Es gibt kein pauschales Richtig oder Falsch, wir müssen Freiraum lassen für die Persönlichkeiten, die Vielfalt der Lehrformen und für die fachspezifischen Besonderheiten. Es kommt darauf an, dass die Lehrenden

sich auf die Lernenden einstellen und mit ihnen Problemlösungsfähigkeiten entwickeln. Ken Bain sagt: „Outstanding teachers know their subjects extremely well“. In diesem Satz steckt für mich das Wesentliche: Sie bewegen sich sicher auf ihrem Fachwissen und können sich von dieser Basis aus perfekt auf die Studierenden einstellen.

Das bringt aber einen immensen Arbeitsaufwand für jeden einzelnen Lehrenden mit sich.

Ja, gute Lehre verlangt den Lehrenden Engagement und Leidenschaft ab, das ist ganz klar. Deshalb finde ich es wichtig, dass wir dieser großen Leistung mit entsprechendem Respekt begegnen.

In der Praxis sieht es aber doch so aus, dass die Lehrenden eine Vielzahl von Aufgaben erfüllen müssen und zusätzliches Engagement gewissermaßen nach Feierabend erbringen.

Genau deshalb bemühen wir uns um gute Rahmenbedingungen an den deutschen Hochschulen. Wir brauchen eine personelle Ausstattung, die mit den Studierendenzahlen und mit den gesellschaftlichen Anforderungen mitwächst. Das ist unsere klare Forderung, für die wir auch immer wieder eintreten. Das ist übrigens auch einer der Kerne unseres Beschlusses „Für eine Reform der Lehre an den Hochschulen“, in dem wir uns an die Lehrenden, die Studierenden, die Leitungsebenen der Hochschulen und an die politischen Entscheidungsträger wenden. Und wir möchten mit dem Ars legendi-Preis ein Zeichen setzen, dass wir die Lehrenden nicht im Stich lassen, sondern im Gegenteil genau wissen, welch großes Engagement hinter der guten Lehre an deutschen Hochschulen steckt.

Dieser Preis hat ja unter den Lehrenden schon ein gewichtiges Renommee bekommen. Wenn Sie sich die Preisträger der vergangenen Jahre anschauen, können Sie da eine Tendenz feststellen?

Oh ja, es zeigt sich eindeutig, wie viel in Bewegung geraten ist und welchen Stellenwert das Thema Lehre genießt – und das quer durch sämtliche Hochschultypen hindurch. Ich schaue mir ja nicht nur die Preisträger an, sondern auch die vielen anderen Teilnehmer und Nominierten. Und jedes Mal bin ich aufs Neue begeistert, mit welchem Engagement, welcher Kreativität und Verantwortungsbereitschaft die Lehrenden ihre Aufgaben meistern. ■

ZUR PERSON

Prof. Dr. Margret Wintermantel wirkte neben ihrer umfangreichen akademischen Arbeit als Sozialpsychologin seit den späten 80er Jahren in der universitären Selbstverwaltung mit, etwa als Mitglied der Senatskommission für Frauenfragen an der Universität Heidelberg, als Vorsitzende des Verbands Baden-Württembergischer Wissenschaftlerinnen oder als Vizepräsidentin für Lehre und Studium an der Universität des Saarlandes, deren Präsidentin sie von 2000 bis 2006 war. Nach ihrer Amtszeit als HRK-Vizepräsidentin für Forschung und wissenschaftlichen Nachwuchs wurde sie 2006 zur Präsidentin der Hochschulrektorenkonferenz gewählt.



„Die Hochschuldidaktik muss Teil des strategischen Managements sein“

Bildungsforscher Johannes Wildt im Gespräch über den Sinn von Lehrpreisen, den Fortschritt der Didaktik – und darüber, wie auch erfahrene Professoren wieder neugierig werden auf die Lehre

„Mir kann niemand sagen, dass er seine Lehre nicht noch verbessern kann! Es gibt bei jedem Lehrenden Potenzial; der eine startet eben mit mehr Kompetenz in die Lehre, der andere mit weniger.“

Überall in Deutschland kann man beobachten, dass neue Lehrpreise wie Pilze aus dem Boden schießen. Wie ernst sind solche Auszeichnungen aus Ihrer Sicht überhaupt zu nehmen?

Die Lehrpreise fangen an, ihre Wirkung zu entfalten. Ich bin ja seit Jahren an verschiedenen Juries beteiligt und habe deshalb viel eigene Erfahrung, und ich muss sagen: Die Qualität der Anträge und Bewerbungen nimmt von Jahr zu Jahr zu. Man merkt, dass bei den Lehrenden heute mehr konzeptioneller Hintergrund vorhanden ist als früher. Im Vordergrund stehen weniger eindrucksvolle Persönlichkeiten – das auch –, als vielmehr der Blick auf die tatsächlichen Lehrkonzepte.

In das Bild fügt sich ja der Qualitätspakt Lehre von Bund und Ländern ein. Versprechen Sie sich davon etwas oder ist das nur ein neues Etikett, das sich die Siegerhochschulen anheften können?

Ich bin mir sicher, dass im Qualitätspakt große Chancen für Veränderungen liegen. Es geht ja um spürbare finanzielle Beträge, das ist schon ein gehöriger Schluck aus der Pulle. Mit dem Geld können nicht nur Preisträger einzelne Reformprojekte in begrenzten Bereichen umsetzen – es geht um einen richtigen Schub für gesamte Hochschulen und das Hochschulwesen. Allerdings bin ich mir nicht so sicher, ob die Mittel wirklich für Qualität und Innovation ausgegeben oder doch zum großen Teil zur Behebung von Kapazitätsengpässen eingesetzt werden.

Warum rückt die gute Lehre gerade jetzt allenthalben so sehr in den Blickpunkt?

Mit der Entwicklung zur Wissensgesellschaft hat das Thema einen immensen Schwung bekommen. Die gesellschaftlichen Entwicklungen erfordern es, die Hochschulbildung quantitativ auszuweiten, ohne das Niveau abzusenken. Akademische Tätigkeiten sind keine Routinetätigkeiten, entsprechend kann auch anspruchsvolle Bildung nicht als routinemäßiges Lernen stattfinden. Qualität und Quantität zu kombinieren, das ist eine große Herausforderung.

Gute Lehre kann ja, je nach Fachkultur und fachlichen Inhalten, durchaus unterschiedlich aussehen. Gibt es aus hochschuldidaktischer Sicht trotzdem einen gemeinsamen Nenner?

Sie haben Recht, es gibt nicht a priori die gute Lehre. Qualität entsteht im Auge des Betrachters, das gilt auch beim Thema Lehre und Studium. Was der eine als Qualität betrachtet, sieht ein anderer kritisch. Aber ich glaube, es gibt trotzdem ein Schlüsselkriterium, und das ist die Studierenden-zentrierung. Damit ist nicht allein studentische Mitwirkung an Prozessen innerhalb der Hochschule gemeint. Es geht darum, die Lehre vom Lernen aus neu zu denken und zu gestalten.

Aber jeder Studierende wird Ihnen doch etwas anderes sagen, wenn Sie ihn fragen, welche Lehre ihn inspiriert! Wonach soll sich denn ein Professor dann richten?

Aufschlussreich ist eine ältere, aber dennoch spannende Studie, in der der amerikanische Kollege Jim Carrier die Lehrpreisträger an der Vanderbilt University untersucht hat. Er hat mit Blick auf die studentischen Bewertungen festgestellt, dass die Lehrenden auf ganz unterschiedliche Weise gut

sein können. Es gibt Lehrende, die durch Authentizität und durch eine brillante Darstellung ihres eigenen Zugangs zur Forschung mitreißen – das kann durchaus im klassischen Format frontaler Lehre geschehen. Dann gibt es die Moderatoren, die die Studierenden einbeziehen und sie beratend durch den Lernprozess begleiten. Und dann gibt es diejenigen, die alles über ihre Studierenden wissen: Die haben am Anfang des Semesters beispielsweise die Namen gelernt und sich die Gesichter auf Fotos eingepägt und können die Studierenden unmittelbar ansprechen. Das alles sind Arten, wie ich studentenzentriert lehren kann – aber eben immer abgestimmt auf die Persönlichkeit des jeweiligen Lehrenden.

Wenn gute Lehre eine so persönliche Sache ist – wieviel daran kann man überhaupt lernen?

Mir kann niemand sagen, dass er seine Lehre nicht noch verbessern kann! Es gibt bei jedem Lehrenden Potenzial; der eine startet eben mit mehr Kompetenz in die Lehre, der andere mit weniger. Bei guter Lehre geht es um einen Interaktionsprozess mit Studierenden; international wird vom „Shift from Teaching to Learning“ gesprochen. Umgesetzt wird dieser Wandel in der Lehrkultur durch Konzepte wie problembasiertes, fallbezogenes, projektorientiertes und forschendes Lernen.

Viele Hochschulen stehen aber vor dem Problem, dass ein erfahrener Professor sich beim besten Willen nicht reinreden lassen will, wie er seine Lehre gestalten soll.

Das stimmt (lacht). Aber andererseits, was glauben Sie, wie oft ich in der Mensa beim Essen sitze, und dann kommt ein Kollege dazu und spricht mich an: ‚Ich hätte da so eine Frage‘ – so geht das meistens los. Das sind Beratungsgespräche ohne formellen Anlass, da ist die Hürde einfach niedriger.

Die Professoren würden also eine klassische Beratung als Degradierung empfinden?

Es ist sehr schwierig, sich als lernbedürftig zu outen, und das wird immer schwieriger, je höher die Position in der Hierarchie ist. Dabei ist diese Angst völlig absurd: In fast jedem großen Unternehmen erhält, wer in eine Führungsposition aufrückt, Angebote zum Coaching, zur Beratung oder bekommt Mentoren zur Seite gestellt. Viele Hochschulen versuchen derzeit mit speziellen Angeboten wie Coaching und Kamingesprächen auch diejenigen zu erreichen, die nicht gemeinsam mit

ihren Mitarbeitern die Schulbank zu drücken bereit sind. Aber auch da gilt das alte chinesische Sprichwort, dass man Pferde nur zur Tränke führen kann. Saufen – das heißt in diesem Zusammenhang Lernen – müssen sie dann schon selbst.

Und genau vor dem Problem stehen ja in der Praxis viele Hochschulen, die die Lehre zum strategischen Ziel erklären wollen. Wie lässt sich die Lehre trotz mancher Widerstände in der Hochschulkultur verankern?

Da hilft ein Blick auf Beispiele aus dem Ausland. Es gibt Universitäten, die ganz klare Referenzvorstellungen entwickelt haben: Was muss ein Lehrender alles können? Wenn eine Stelle ausgeschrieben wird, dann schaut man, ob ein Kandidat beispielsweise problembasiert lehren kann. Ist das nicht der Fall, wird genau vereinbart, was er tun muss, um sich in die Lehrkultur einzufügen. Er bildet sich also fort – und die Universität hilft ihm dabei.

Das betrifft Neuberufungen, da haben die Hochschulen naturgemäß größeren Einfluss. Aber wie lässt sich die gute Lehre auch bei den altgedienten Hochschulmitgliedern verankern?

Das ist eine Frage für das strategische Management. Ich muss an positive Motivationen anknüpfen – das Schlagwort könnte lauten, analog zum gleichnamigen Wettbewerb: Mehr Ehre für die Lehre. Ein solches Umfeld zu schaffen ist eine Aufgabe für das ganze System Hochschule, also auch für die Stakeholder von der Politik bis zu den Studierenden.

Welche Rolle spielt dabei die Hochschuldidaktik?

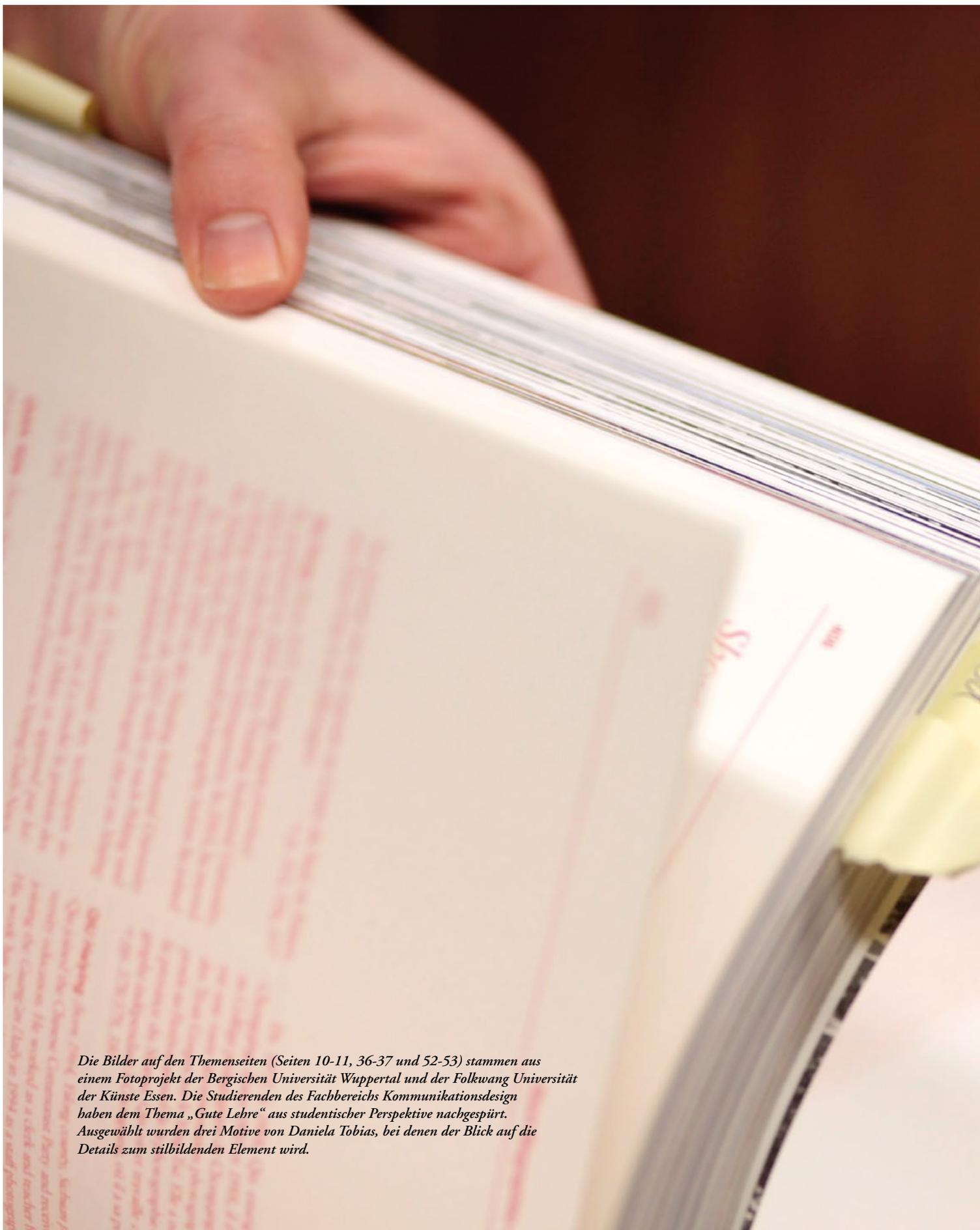
Als ich in den 70er Jahren angefangen habe, war die Hochschuldidaktik hauptsächlich normativ geprägt. Das hat sich grundlegend geändert. Heute wissen wir empirisch, welche Stellschrauben man drehen kann und welche Wirkungen damit zu erzielen sind. Wir wissen viel mehr darüber, wie anspruchsvolles und motiviertes Lernen stattfinden kann und über welche Lernstrategien die Studierenden verfügen. Kurz: die Hochschuldidaktik stellt heute eine breiten, empirisch gehaltvollen Wissensfundus für didaktisches Handeln zu Verfügung. Wichtig wäre deshalb, Hochschuldidaktik nicht nur als isolierte Frage zu begreifen, die einer spezialisierten Einrichtung zugewiesen wird. Die Hochschuldidaktik kann und muss Teil eines strategischen Managements sein.



Foto: TU Dortmund

ZUR PERSON

Prof. Dr. Dr. h.c. Johannes Wildt ist Leiter des Hochschuldidaktischen Zentrums der TU Dortmund (HDZ) und bundesweit renommierter Bildungsforscher. Seit den 70er Jahren ist er wissenschaftlich und praktisch in der Hochschuldidaktik tätig, 1997 wurde er als Professor für allgemeine Hochschuldidaktik mit Schwerpunkt auf fachübergreifende Fragen der Lehrerbildung berufen. Er ist Mitglied in der Jury zahlreicher Lehrpreise, Beiräte zu Studium und Lehre, Herausgeber von Handbüchern, Zeitschriften und Schriftenreihen zur Hochschuldidaktik und Studienreform. Er ist auch Mitglied im Ausschuss Lehre und Studium der HRK.



Die Bilder auf den Themenseiten (Seiten 10-11, 36-37 und 52-53) stammen aus einem Fotoprojekt der Bergischen Universität Wuppertal und der Folkwang Universität der Künste Essen. Die Studierenden des Fachbereichs Kommunikationsdesign haben dem Thema „Gute Lehre“ aus studentischer Perspektive nachgespürt. Ausgewählt wurden drei Motive von Daniela Tobias, bei denen der Blick auf die Details zum stilbildenden Element wird.

BLICKPUNKT

LEHRENDE

Sie sind diejenigen, die Begeisterung auslösen bei den Studierenden. Die es schaffen, die Faszination ihres Fachs zu vermitteln. Die zur richtigen Zeit motivieren. Die zum eigenen Nachdenken inspirieren. Die mithelfen, neue Fragestellungen zu entwickeln. Um das alles geht es den Lehrenden. Zu ihren zentralen Aufgaben – der Wissensvermittlung und der Kompetenzorientierung – gesellen sich zahllose Herausforderungen, denen sich jeder auf seine individuelle Art stellt. Wir zeigen, wie vielseitig gute Lehre sein und wie unterschiedlich sie von Fach zu Fach aussehen kann.





Ars legendi

GROSSE BÜHNE FÜR DIE LEHRE

Der Ars legendi-Preis von HRK und Stifterverband zeichnet jedes Jahr herausragende Lehrkonzepte aus – und hat sich seit seiner Einführung zu einer viel beachteten Prämierung der Innovationsfreude an deutschen Hochschulen entwickelt

Der Beifall hallte durch den Saal in Greifswald, als die Preisträger auf die Bühne schritten. 2006 war das, der Ars legendi-Preis wurde zum ersten Mal verliehen – zu einer Zeit, als das Thema Lehre in der öffentlichen Wahrnehmung noch viel zu wenig Beachtung fand. Schon damals haben – lange vor der einsetzenden gesellschaftlichen Debatte – Hochschulrektorenkonferenz und Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft entschieden, die Aufmerksamkeit auf Protagonisten innovativer Lehrkonzepte zu richten. Inzwischen hat sich der Ars legendi-Preis zu einer der renommiertesten deutschen Auszeichnungen im Bereich der Hochschullehre entwickelt. Er ist mit 50.000 Euro dotiert.

Traditionell ist die Preisverleihung ein öffentlichkeitswirksamer Programmpunkt der HRK-Jahresversammlung. Innovative Lehrkonzepte finden dadurch hohe Wertschätzung und gezielte Verbreitung: Gemeinsam mit den Laudatoren präsentieren die Preisträger, mit welchen Ideen sie ihre Seminare oder Vorlesungen verbessern – und motivieren so zu noch größerer Kreativität bei der Optimierung der Hochschullehre.

Die Bewerbung um den Preis reichen üblicherweise die jeweilige Fakultät, der Fachbereich oder die Fachschaft ein; möglich sind auch Eigenbewerbungen. Jedes Jahr richtet sich die Ausschreibung an eine andere Disziplin: Bislang wurde der Ars legendi-Preis in Medizin (2006), Jura (2007), Wirtschaftswissenschaften (2008), Ingenieurwissenschaften

und Informatik (2009), Geisteswissenschaften (2010) sowie Mathematik und Naturwissenschaften (2011) verliehen. Die Ausschreibung ist speziell auf die jeweilige Fächergruppe zugeschnitten. Die Vergabekriterien werden von Fachwissenschaftlern, Hochschuldidaktikern und Studierenden im Vorfeld festgelegt. Die Jury besteht aus Lehrexperten aus den einzelnen Fächern, aus Studierenden und Hochschulvertretern. Gewürdigt werden neben der hohen Professionalität der Lehre die Entwicklung und Umsetzung innovativer Konzepte und Methoden sowie Impulse zur Weiterentwicklung der Hochschullehre auch außerhalb der eigenen Veranstaltungen. Von den Preisträgern wird erwartet, dass sie den Lernprozess ihrer Studierenden in herausragender Weise unterstützen und zugleich über ein ausgeprägtes wissenschaftliches Profil verfügen.

Für die Bewerberinnen und Bewerber soll der Ars legendi-Preis einen besonderen Anreiz schaffen, sich in der Lehre zu engagieren. Nicht zu vernachlässigen ist auch die Vorbildwirkung für Nachwuchswissenschaftler. Dr. Arend Oetker, der Präsident des Stifterverbandes, brachte die Zielsetzung bei einer der zurückliegenden Preisverleihungen auf den Punkt: „Wir möchten zeigen, dass sich gute Lehre lohnt und genauso auszeichnungswürdig ist wie gute Forschung!“



Preisträger 2006

Medizin

Prof. Dr. Sigrid Harendza hat sich in ihrer Karriere stets gleichermaßen für Lehre und Forschung engagiert. An ihre Habilitation schloss sie einen Master of Medical Education an – und brachte ihre Kenntnisse danach als Prodekanin für Lehre am Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf (UKE) ein. Dort hat sie vor dem Hintergrund der Studienreform die Entwicklung eines neuen Curriculums nach medizinisch-didaktischen Gesichtspunkten geleitet. Zugleich hat sie einen Prozess der Organisationsentwicklung in Gang gesetzt, der der Lehre einen ganz neuen Stellenwert verschafft. Dazu gehören etwa Weiterbildungsmaßnahmen für Lehrende, die sie in Kooperation mit anderen Hochschulen organisiert. „Damit hat sie in der Fakultät stabile Strukturen für gute Lehre geschaffen, die die Qualität nachhaltig sichern werden“, urteilte die Jury. Über Publikationen und als Dozentin für Projektmanagement im Master of Medical Education an der Universität Heidelberg gibt Harendza ihre Kenntnisse weiter.



Foto: F. Jorlin



Foto: LMU

Prof. Dr. Reinhard Putz hat früh erkannt, dass gute Lehre eine Aufgabe ist, die über die einzelne Person hinausweist: Seit langem schon initiiert der Professor der Münchner Ludwig-Maximilians-Universität beispielgebende Weiterbildung für Lehrende und führt sie zum Teil auch selbst durch. Gemeinsam mit anderen hat er ein neues Medizincurriculum und neue Lehr- und Prüfungsformen entwickelt und sich in der Ausbildungsforschung engagiert. „Es ist ganz wesentlich ihm zu verdanken, dass sich die medizinische Hochschullehre in Deutschland in den letzten Jahren so breit und dynamisch entwickelt“, hieß es aus der Jury. So gehe der erste deutsche Masterstudiengang für Medical Education an der Universität Heidelberg auf seine Initiative zurück. In seiner eigenen Lehre setzt Putz, der vor seinem Medizinstudium eine Ausbildung zum Volksschullehrer absolviert hat, trotz der hohen Studierendenzahlen auf persönlichen Kontakt. Systematisch nutzt er die Evaluationen seitens der Studierenden, um seine Lehre weiterzuentwickeln.

Preisträger 2007

Jura

Prof. Dr. Rolf Sethe, LL.M., legt besonderen Wert auf eine Professionalisierung der Lehre. An der Martin-Luther-Universität in Halle-Wittenberg (inzwischen wurde er an die Universität Zürich berufen) hat der Zivilrechtler als Studiendekan eine Einführungsveranstaltung für das Jura-Studium konzipiert. Er räumt der Vermittlung von juristischen Schlüsselqualifikationen breiten Raum ein, zum Beispiel der juristischen Rhetorik, der Mediation oder dem Verhandlungsmanagement. In seiner eigenen Lehre legt Sethe Wert darauf, dass sich die Studierenden mit verschiedenen Studiertechniken vertraut machen. Darüber hinaus bietet er ein umfangreiches Examenrepetitorium an. Um seine Lehrveranstaltungen möglichst gut vorzubereiten, nimmt er sich regelmäßig forschungsfreie Wochen, in denen er sich ganz auf die Lehre konzentriert. Insgesamt wendet er nach eigener Schätzung mehr als die Hälfte seiner Arbeitszeit für die Lehre auf.



Preisträger 2008

Wirtschaftswissenschaften

Prof. Dr. Michael Vogel setzt in seinen Lehrveranstaltungen auf problembasiertes Lernen. Der Betriebswirt, der an der Hochschule Bremerhaven Professor für Tourismusmanagement und Direktor des Instituts für Maritimen Tourismus ist, verknüpft dazu den fachlichen Inhalt mit aktuellem Geschehen, um seine Studierenden anzuregen. Das Beispiel der Finanzkrise etwa nutzt er, um grundlegende Zusammenhänge der Betriebswirtschaft zu vermitteln – und hat damit Interesse selbst für die vermeintlich trockenen theoretischen Hintergründe geweckt. Zudem bindet er seine Studierenden in aktuelle Forschungsprojekte mit ein, indem sie beispielsweise Interviews führen und Daten auswerten können. Unter enger Anleitung werden sie so schon früh mit dem wissenschaftlichen Arbeiten vertraut gemacht. Über dieses Engagement in seiner eigenen Lehre hinausgehend, hat Vogel eine breite Initiative namens „Google“ („Gut und gerne lernen und lehren“) zur Verbesserung der Lehre an seiner Hochschule angestoßen.



Foto: HS Bremerhaven

Preisträger 2008

Wirtschaftswissenschaften

Professor Dr. Joachim Winter leitet das Seminar für empirische Wirtschaftsforschung an der Ludwig-Maximilians-Universität München und ist seit 2006 Studiendekan der Volkswirtschaftlichen Fakultät. Bei der Vorbereitung seiner Lehrveranstaltungen nimmt er oft einen Perspektivenwechsel vor und fragt sich, wie er das Interesse der Studierenden an dem Thema wecken könne – und das trotz der schwierigen Bedingungen in einem Massenstudiengang. Ein Beispiel sind die Fallstudien, zu denen Winter seine Studierenden in der empirischen Wirtschaftsforschung anhält, damit sie die theoretischen Inhalte auch praktisch vertiefen. So entwickelte er mit seinen Mitarbeitern schon für die Einführungsveranstaltung, die von mehreren hundert Studierenden besucht wird, einen Arbeitsgruppenwettbewerb. Er stellt Datensätze zur Verfügung, verbunden mit einer Fragestellung. Im Internet können die Gruppen ihre Lösungen einreichen; ein regelmäßiges Ranking der besten Teilnehmer sorgt für Motivation. So können die Studierenden auch in großen Vorlesungen eigene Aktivität entwickeln.

Preisträger 2009

Ingenieurwissenschaften und Informatik

Prof. Dr. Oliver Vornberger lehrt Praktische Informatik an der Universität Osnabrück. In seiner Lehre legt er großen Wert auf eine Verknüpfung mit E-Learning-Elementen. Seine Grundlagenvorlesung über Algorithmen etwa bietet er als Podcast im Internet an – und erzielt damit Tausende von Abrufen. Die Studierenden können so in ihrer eigenen Geschwindigkeit lernen und Inhalte wiederholen. Darüber hinaus hat Vornberger verschiedene Anwendungen entwickelt, die seine Lehre im Internet unterstützen und inzwischen auch an anderen Hochschulen genutzt werden: Das Programm „virtPresenter.org“ etwa erlaubt die Aufzeichnung von Vorlesungen in verschiedenen Formaten; darin können beispielsweise Folien und Filmmitschnitte synchron ablaufen. Studierende können die Dateien mit gängiger Software auf jedem Rechner abspielen. Inzwischen ist aus dem Projekt das „Opencast Matterhorn Projekt“ hervorgegangen, an dem verschiedene Hochschulen beteiligt sind. Eine weitere Innovation aus der Lehre von Vornberger ist „media2mult“ (www.virtuos.uni-osnabrueck.de/Produkte/Media2mult), ein eingängiges Autorensystem, das Formeln, Bilder, Audio- und Videosequenzen leicht zugänglich macht und so den Studierenden wichtige Begleitinhalte einer Vorlesung an einem zentralen Ort zur Verfügung stellt.



Preisträger 2010

Geisteswissenschaften

Prof. Dr. Walter Grünzweig ist Professor für amerikanische Literatur und Kultur an der Technischen Universität Dortmund. In seiner Lehre nutzt er bewusst das Potenzial, das sich aus den unterschiedlichen Hintergründen der Studierenden ergibt. Im Programm ‚Dortmund Double‘ etwa führt er deutsche und US-amerikanische Studierende paarweise zusammen und verschafft so den deutschen Studierenden auch ohne Auslandsaufenthalt internationale Erfahrungen. Die Gaststudierenden können als Experten ihr kulturelles Wissen einbringen. Dieses Konzept nutzen inzwischen in abgewandelter Form auch andere Fächergruppen; für angehende Dortmunder Ingenieure etwa wurde der ‚intercultural classroom‘ gegründet, der eine ähnliche Zielsetzung verfolgt und in dem Studierende mit unterschiedlichen Hintergründen bewusst zusammengeführt werden. Über das Erlernen von sprachlichen Fähigkeiten hinaus geht es darum, dass die Studierenden ihr Fach im kulturellen Kontext sehen, indem sie beispielsweise unterschiedliche Haltungen zur Technik analysieren. Bei diesen Lehrformaten, die auf die Kultur der gesamten Universität ausstrahlen, bindet Grünzweig bewusst im Sinne des „Team Teaching“ ausländische Wissenschaftler ein.

Preisträger 2011

Mathematik und Naturwissenschaften

Der Mathematiker Prof. Dr. Jürgen Richter-Gebert hat den Lehrstuhl für Geometrie und Visualisierung an der Technischen Universität München inne. Um die Studierenden in eine aktive Auseinandersetzung mit der Mathematik zu versetzen und zugleich übergreifende Fähigkeiten wie Selbstreflexion, Teamfähigkeit und Vermittlungsfähigkeit zu fördern, hat er eigene Seminarformen entwickelt. Ein Beispiel dafür sind seine sogenannten „Reporterseminare“. Neben Zusatzveranstaltungen wie etwa den „Bonbon-Vorlesungen“ zur Vertiefung ausgewählter Themen bietet er außerdem seit vielen Jahren selbst entwickeltes Begleitmaterial zur Unterstützung seiner Vorlesungen an, das er auf seinem Internet-Portal www.mathe-vital.de zur Verfügung stellt. Besonderes Augenmerk richtet Richter-Gebert auf die Visualisierung mathematischer Probleme. Dazu hat er die Mathematik-Ausstellung „ix-quadrat“ entwickelt und ist an dem Programm Cinderella (www.cinderella.de) beteiligt.



Foto: Prof. Dr. H. Otten, Fachbereich Gesundheitswesen, Hochschule Niederrhein, Krefeld, 2011



DER ANALYST AM KRANKENBETT

Das komplette Businesskonzept für ein Tumorzentrum haben die Studierenden von Professor Hubert Otten aufgestellt, andere durchleuchten die organisatorischen Abläufe im Krankenhaus. Der Mut zur Praxis zahlt sich aus: Die studentischen Teams kommen auf Ergebnisse, die selbst gestandene Profis erstaunen

Die Erinnerung aus der Schulzeit sitzt noch tief: „Wenn’s da im Unterricht roch und knallte“, sagt Professor Dr. Hubert Otten, „dann wurde es richtig interessant.“ Der Ingenieur hatte eine jahrelange Karriere in der Fraunhofer-Gesellschaft hinter sich, als er 2004 an die Hochschule Niederrhein in Krefeld berufen wurde. Gelehrt hatte er vorher nur selten – und als er sich selbst plötzlich in der ungewohnten Rolle wiederfand, erinnerte er sich an diese eigene Erfahrung aus der Schulzeit.

Für Professoren an Fachhochschulen sind solche Wertegänge nicht ungewöhnlich. Das Lehrkonzept, das sich Otten erarbeitet hat, gilt vielen seiner Fachkollegen indes als mustergültig; selbst seine Studierenden sehen das so und haben ihm mit ihren ausnehmend guten Evaluationen zum hochschulinternen Lehrpreis verholfen. Wenn er in seinen Vorlesungen und Seminaren steht, setzt Otten nicht etwa auf eine Abfolge von Knalleffekten, sondern auf wohl dosierte Praxiselemente, die zum Mitdenken anregen. „Fragend entwickelndes Lehrkonzept“ nennt er das selbst, aufgebaut hat er es auf seine eigenen Beobachtungen. „Für hochschuldidaktische Seminare habe ich mir bislang noch nicht die Zeit genommen“, räumt er ein. Im Learning-by-Doing-Verfahren hat er sich selbst die Methoden zusammengesucht, die für seine Zielgruppe am wirkungsvollsten sind.

„Healthcare Management“ nennt sich der Studiengang, den Otten selbst mitkonzipiert hat. Das Fach ist an der Schnittstelle von Wirtschaftswissenschaften, Gesundheits- und Ingenieurwesen angesiedelt. Die Studierenden werden darin auf eine Tätigkeit etwa in der Verwaltung von Krankenhäusern vorbereitet oder in privaten Firmen, die sich auf Strategien im Gesundheitssystem spezialisiert haben. In den Vorlesungen spricht Otten seine Studierenden immer wieder direkt an. „Wenn sie anfangen, eine Konsumentenhaltung zu entwickeln und einfach nur zuzuschauen wie im Kino, dann ist es meistens zu spät“, hat er beobachtet: „Ein Folienabzieher, der nur vorne steht und eine Folie nach der nächsten auflegt, wollte ich nie sein.“ Stattdessen weckt er immer wieder die Neugier seiner Studierenden – etwa mit dem berühmten Video, das die Zerstörung der amerikanischen Tacoma-Narrows-Brücke zeigt. Mit

ihm illustriert er das Thema Resonanz in der Physik. Im Mittelpunkt seiner Lehre stehen indes die Praxisprojekte. Otten versteht es, seine Kontakte in die Unternehmen der Branche für seine Studierenden fruchtbar zu machen – regelmäßig kommen Praktiker in den Hörsaal und tauschen ihr Fachwissen mit dem Nachwuchs aus. Immer öfter entstehen auch Veranstaltungen, in denen die Studierenden schon selbst in die Forschung eintauchen können.

So etwa bei der Analyse von Datenmaterial: Partnerkrankenhäuser stellen einige ihrer Datensätze zur Verfügung, mit denen die Studierenden dann arbeiten. Unlängst nahmen sie sich fast 30.000 Datensätze zu den Einlieferungs- und Entlassungsterminen von Patienten einer Klinik vor. Damit vergleichen die Studierenden die Schichtdienste des so genannten Hol- und Bringdienstes, dessen Mitarbeiter die Betten von den Krankenzimmern zur Operation schieben oder von einer Station zur anderen. „Es kam heraus, dass die Arbeitszeiten dieser Mitarbeiter deutlich von den Zeiten abwichen, wo der Bedarf eigentlich am größten wäre“, sagt Hubert Otten. Seine Studierenden entwickelten daraufhin einen alternativen Dienstplan, der die Probleme lösen konnte.

Am größten angelegt war das Businesskonzept für ein Tumorzentrum, das die Krefelder Studierenden selbst entwickelt haben. Mehr als 20 Teilnehmer hatte der Kurs, in vier Gruppen arbeiteten sie an ihrem Vorhaben: Die ersten gingen empirisch vor und stellten die nötigen Daten zusammen – wie viele Menschen erkranken in der Region an Krebs? Wo gibt es vergleichbare Tumorzentren? Wie lange ist die durchschnittliche Behandlungszeit? Die zweite Gruppe untersuchte, wieviel Personal ein solches Zentrum erfordert und wie hoch die Betriebskosten wären, die dritten durchleuchteten die Prozesse innerhalb der neu zu gründenden Einrichtung und die vierten beschäftigten sich mit den gesetzlichen Vorschriften zu den Behandlungs- und Krankenzimmern und rechneten aus, wie hoch die Investitionen für das Tumorzentrum wären. Die Ergebnisse führten sie schließlich zu einem fertigen Businessplan zusammen – und versetzten den Kooperationspartner, eine Universitätsklinik, in Erstaunen: Die wesentlichen Zahlen stimmten mit der Berechnung der erfahrenen Profis überein. ■

VIELSEITIGES BACHELOR-CURRICULUM

In ihrem inhaltlichen Schwerpunkt des Medizinmanagements setzt die Fachhochschule Niederrhein auf einen reibungslosen Übergang zwischen den Studiengängen: „Healthcare Management“ heißt das Programm, das sowohl als Bachelor- als auch als Masterstudium angeboten wird. Ab dem Wintersemester 2011/12 bereichert ein weiterer Bachelorstudiengang das Angebot. eHealth heißt er und vermittelt neben betriebswirtschaftlichen und medizinischen Grundlagen auch vertiefte Kenntnisse in Informatik. „Die Absolventen entwickeln darin ein Verständnis für die Abläufe im Gesundheitswesen und können beispielsweise durch die Entwicklung von Webapplikationen einen aktiven Beitrag zur Softwareunterstützung leisten“, heißt es dazu bei der Hochschule. Der Studiengang trage so dem Vernetzungsgedanken im Gesundheitswesen Rechnung. Die eHealth-Absolventen können daran den Master in Healthcare-Management anschließen.



INFORMATIK À LA HUMBOLDT

Auf eine Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden setzt der Jenaer Professor Klaus Küspert. Wenn es sein muss, chartert er für seine Studierenden schon mal einen Bus nach Krakau, um einer drängenden Frage nachzugehen. Ein Engagement, das ihm den Titel „Professor des Jahres“ und den Lehrpreis seiner Universität eingebracht hat

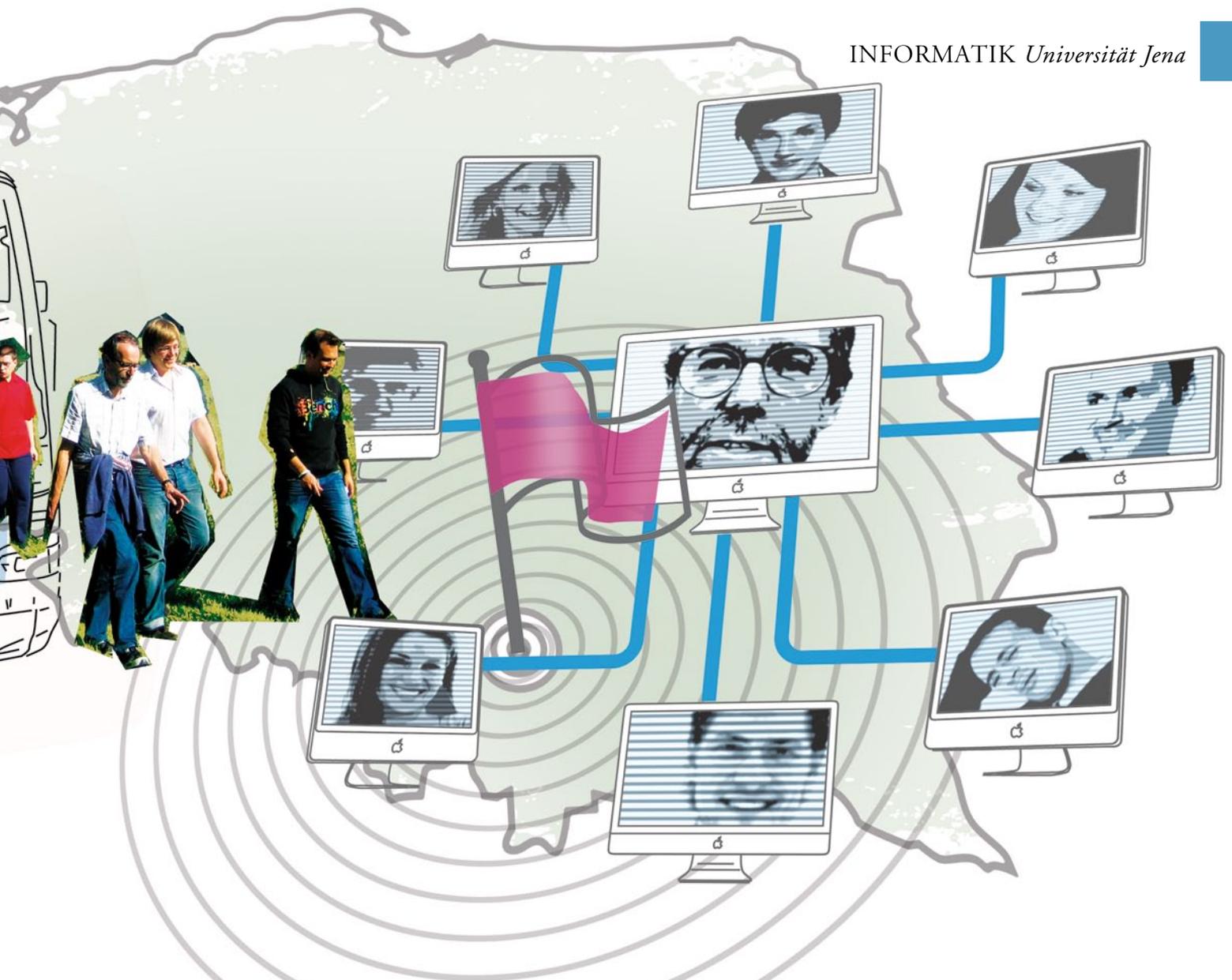
Wenn seine Besucher den Blick heben und die Wand des Besprechungszimmers mustern, springt Professor Dr. Klaus Küspert aus seinem Stuhl. Er läuft ein paar Schritte und stellt sich unter die Reihe von gerahmten Portraitfotos, die dort hängen – junge Akademiker zeigen sie, allesamt mit Doktorhut auf dem Kopf und einem stolzen Lächeln im Gesicht. Unten in den Rahmen stecken die Visitenkarten mit Namen und Position der Portraitierten. „Das“, sagt Küspert und strahlt, „das ist meine akademische Familie.“

Über sein Selbstverständnis sagt dieser Satz schon fast alles: Der Informatiker von der Universität Jena will seinen Studierenden eine Art akademischer Vater sein, weit über die Rolle eines Doktorvaters hinausgehend. Wen er betreut, zu dem hat er einen kurzen Draht, wen er nach dem Abschluss in den Beruf entlässt, zu dem hält er Kontakt. So knüpft er ein Netzwerk, das immer weiter wächst und für alle Beteiligten nur Vorteile bringt: Den Studierenden die beste Betreuung und gute Kontakte zu Unternehmen, den Alumni eine Anbindung an die aktuelle Forschung und vielversprechende Nachwuchstalente. Und Küspert selbst, der viel Herzblut und noch mehr Zeit investiert? „Ich bekomme in

den Gesprächen immer neue Anregungen für meine eigene Lehre und Forschung“, sagt er. „Und außerdem macht’s mir einen Heidenspaß.“

Wie zum Beweis zeigt Küspert auf die andere Wand seines Besprechungszimmer, den Absolventenportraits gleich gegenüber. Eine riesige Collage ist da aufgeklebt, immer wieder ist zwischen den Studierenden sein Gesicht zu erkennen und ringsum viel Grün. Einmal im Jahr, das hat er sich zum Prinzip gemacht, fährt er mit den Studierenden für ein Wochenende aufs Land. Die Universität hat ein Seminarzentrum am Rennsteig im Thüringer Wald, das sich dafür anbietet. „Dadurch lernt man sich mal näher kennen, das lockert die Atmosphäre auf“, sagt Küspert – „und in einer guten Atmosphäre kann man auch viel besser arbeiten.“ Da klingt es durch, Humboldts altes Ideal von der Universität als Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden; ausgerechnet in der Informatik.

Den Schlüssel zu guter Lehre sieht Klaus Küspert in einer persönlichen Betreuung: Wenn die Studierenden ernst genommen werden und ein Gespür dafür entwickeln, warum sie die komplexen Inhalte lernen müssen, überwinden sie auch leichter fachliche Hürden – das ist seine Erfahrung. Dazu gehört auch, dass er den Studierenden Orientierung gibt, was sie



im Berufsleben mit ihrem neu erworbenen Wissen anfangen können. So chartert Klaus Küspert in diesem Jahr sogar einen Bus und organisiert eine Studienreise nach Krakau. Dort ist einer seiner Absolventen bei einem großen Software-Unternehmen in der Führungsetage. Gedacht ist die Praxisreise für Studierende aller Semester, die Teilnahme ist freiwillig. Wer mitkommt, davon ist Küspert überzeugt, könne von einem solchen Einblick schon in seinem Studium ungemein profitieren.

Seine Nachwuchsförderung betreibt der Informatiker indes nicht nur auf Studienreisen, sondern auch vor Ort an der Universität. Fällt ihm bei Klausuren oder mündlichen Prüfungen ein besonders fitter Student auf, schreibt der Professor schon mal eine persönliche Mail; die Glückwünsche kombiniert er mit der Einladung in eines seiner nächsten Seminare – das ist quasi der Nachwuchs für seine verzweigte akademische Familie.

Einen selektiven Club für die besten Studierenden will er mit seinen Initiativen keinesfalls gründen. „Ich kriege ja nicht nur die Überflieger. Mein Lehr- und Forschungsgebiet, die Datenbanken, ziehen einen ziemlichen Querschnitt der Studierenden an – anders als etwa die theoretische Informatik, wo sich manche gar nicht reintrauen“, sagt Küspert.

Wer sich in die Arbeit reinkniet, für den ist auch er bereit, sich zu engagieren. Bei der Betreuung der Praktika etwa: Einer seiner Schützlinge absolvierte das bei einem großen Unternehmen in Jena, und als sich Küspert nach einigen Wochen in der Firma bei dem Betreuer anmeldete, kam der aus dem Staunen nicht mehr heraus: „Jetzt arbeite ich schon seit vielen Jahren immer mit Praktikanten zusammen“, sagte er zu Küspert, „aber Sie sind in der ganzen Zeit der erste Professor, der hier auftaucht!“ Manche Kollegen, sagt Klaus Küspert, verspielten so vielleicht eine Chance: Gerade in der Informatik, in der sich permanent Neuerungen ergäben, sei der Kontakt in die Praxis unerlässlich. Er selbst bekomme in den Gesprächen mit den Unternehmen Impulse für seine Arbeit – und findet manchmal ganz überraschend die Antwort auf eine Frage, die ihn schon lange beschäftigt.

Die Studierenden indes sind froh, dass sie nicht nur zur Universität gehören, sondern auch zu Küsperts akademischer Familie. Und das Engagement ihres Professors ist mittlerweile nicht mehr nur unter seinen eigenen Studierenden legendär: Unlängst kürte ihn das bundesweite Studentenmagazin „Unicum Beruf“ zum Professor des Jahres, auch den Lehrpreis der Universität Jena hat er bekommen. ■



Foto: FSU Jena / Archiv

Professor Dr. Klaus Küspert



MISSIONAR AM OP-TISCH



Der Chirurgie-Professor Christoph-Thomas Germer will seine Leidenschaft für das Fach an die Studierenden weitergeben. Dabei setzt er auf ungewöhnliche Mittel: von der Live-Übertragung aus dem Operationssaal bis zum Diagnose-Quiz auf der Homepage



Professor Dr.
Christoph-Thomas Germer

Wenn überall an der Würzburger Universität allmählich die Lichter ausgehen, läuft der Chirurgie-Professor Dr. Christoph-Thomas Germer noch einmal zur Hochform auf: Am Ende eines jeden Jahres, immer kurz vor Heiligabend, hält er seine Weihnachtsvorlesung – und der Hörsaal ist zu diesem undankbaren Termin so voll wie sonst nie im Semester. Unter den Studierenden wird diese Vorlesung als legendär gehandelt; hier haben sie die Gelegenheit, sich vor dem großen Auditorium zu beweisen.

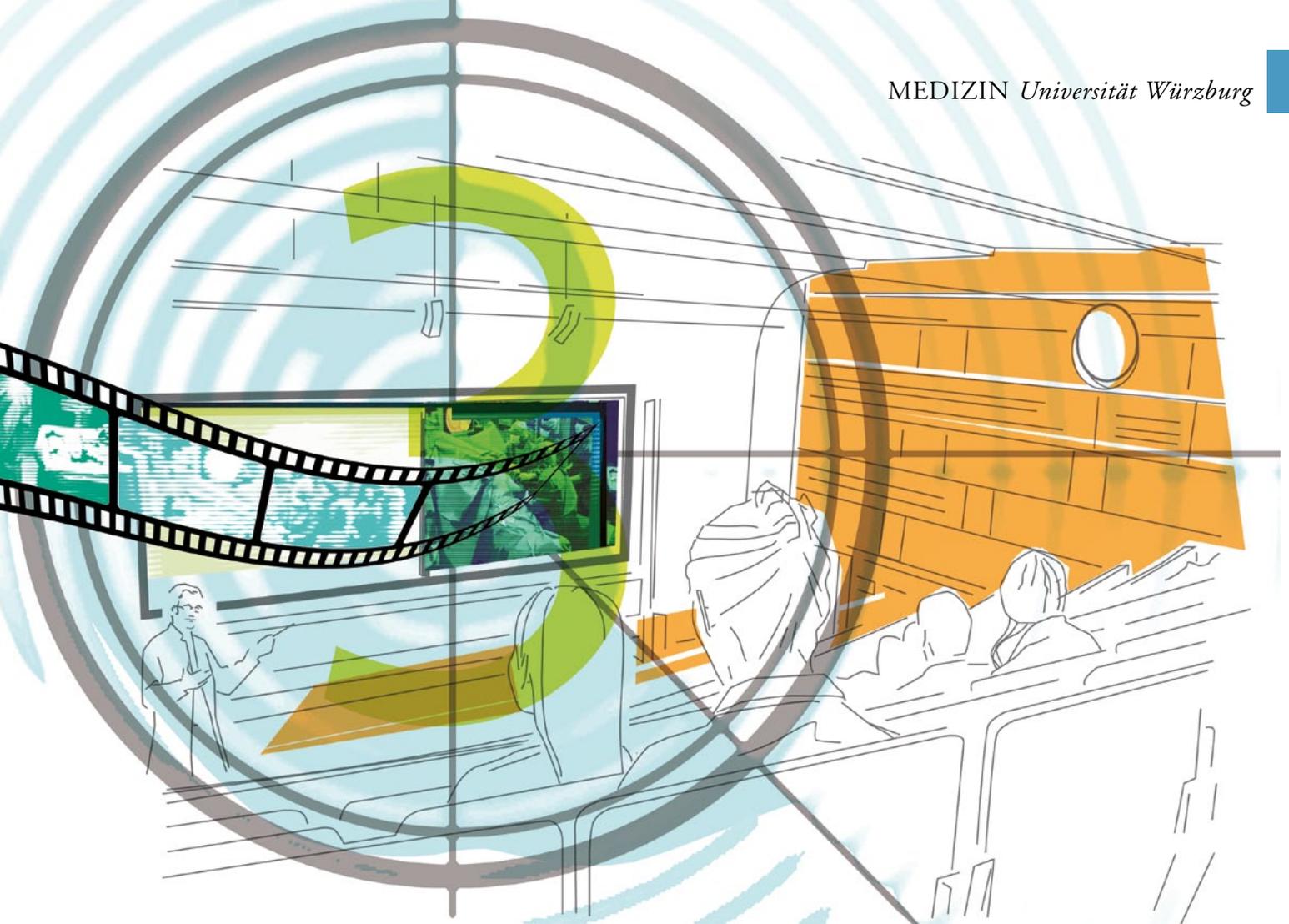
„Die Inspiration haben wir bei einer Fernsehsendung gefunden“, sagt Christoph-Thomas Germer. In der bekannten Show treten Kandidaten in verschiedenen Disziplinen gegen den Moderator an und können, wenn sie ihn besiegen, viel Bargeld gewinnen. „Schlag den Germer“, hat der Würzburger Professor seine Weihnachtsvorlesung in Anlehnung an das Vorbild genannt – und lässt sich anderthalb Stunden lang von seinen Studierenden herausfordern. So treten die angehenden Chirurgen etwa im Nähen gegen den erfahrenen Operateur an oder in anderen, selbst gewählten Disziplinen. Wer schneller und sorgfältiger arbeitet als der Professor, gewinnt teure Fachbücher und andere Preise, die Germer selbst zur Verfügung stellt. Weil ihm die Studierenden bisweilen manipuliertes Werkzeug unterschoben, gehen die vorbereiteten Preise alleamt an seine Herausforderer.

„Mir ist wichtig, den Spaß an der Lehre rüberzu-

bringen. Es muss nicht immer alles bierernst sein“, sagt Germer. Der 49-Jährige ist Direktor der Chirurgischen Klinik und Poliklinik I des Universitätsklinikums Würzburg und einer der Gründer eines Darmzentrums. Trotz dieser Verpflichtungen hat er die Lehre zu seinem Steckenpferd erklärt und grübelt auch abseits der großen Weihnachtsvorlesung über Innovationen nach. „Ich saß schließlich während meines Studiums selbst in riesigen Vorlesungen, über die ich mich geärgert habe. Damals habe ich mir vorgenommen, das eines Tages mal anders zu machen“, erinnert sich Germer.

Der Spaß an der Sache ist aber kein Selbstzweck, der Unterhaltungseffekt soll den Blick auf die Inhalte nicht verstellen. Germers Ziel ist es, die Studierenden zu motivieren und dabei ein grundsätzliches Dilemma seines Faches zu überwinden: „Wer sich auf die Innere Medizin spezialisiert, kann im Praktikum selbst Medikamente verschreiben. Der Chefarzt muss ihnen zustimmen, und danach sieht jeder Student selbst den Erfolg seiner eigenen Behandlung“, sagt Germer. In der Chirurgie seien solche Erfolgserlebnisse zwangsläufig seltener: „Die Studierenden können jahrelang nichts anderes machen als nur zuschauen.“

Die Lösung für das Problem fand sein Team auf einer Besprechung der Lehrstuhl-Mitarbeiter: Ein EDV-begeisterter Assistent von Germer hat eine Homepage entworfen, auf der die Vorlesungen begleitet werden. Die Seite www.chirurgievorlesung-wuerzburg.de ist aber mehr als eine bloße Abrufs-



telle für Powerpoint-Folien aus den Vorlesungen: Es gibt einen Forums-Bereich, in dem sich Studierende mit ihrem Professor austauschen können, es gibt Diskussionen, die von Germers Assistenten moderiert werden und immer wieder interaktive Elemente. Eines von ihnen ist die Live-Übertragung aus dem Operationssaal: Als Spezialist für minimal-invasive Operationstechniken stellt Germer regelmäßig die Videobilder online, die der ausführende Arzt selbst auch auf seinem Bildschirm sieht. Bei diesen Operationen werden die Werkzeuge digital gesteuert, die Mini-Kameras sind die wichtigste Orientierung für den Arzt. Im Internet können die Studierenden den Eingriff aus der Perspektive des Operateurs verfolgen, sie hören den Originalton aus der Klinik, die Kommandos des Arztes und die Kommentare von Christoph-Thomas Germer, der den Eingriff ebenfalls am Bildschirm verfolgt. Eine Behinderung des Operationsteams stelle das nicht dar, betont Germer: Es würden schließlich keine zusätzlichen Kameras oder Lichttechniker gebraucht, im Operationssaal seien ausschließlich die unmittelbar Beteiligten anwesend. Für die Studierenden indes seien solche Übertragungen ausgesprochen hilfreich: „Bei der Chirurgie können sie zwar wenig selbst machen, aber sie können viel beobachten und dabei wichtiges Wissen erwerben.“

Ein Renner auf Germers Homepage ist die Rätsel-Rubrik. Darin zeigt er regelmäßig Röntgenaufnahmen – und wer die darauf erkennbare Krankheit richtig diagnostiziert, kann ein Fachbuch gewin-

nen. Bei den Studierenden kommt die aufwendige Internetpräsentation gut an: Zu Spitzenzeiten verzeichnen die Server der Universität mehr als 20.000 Zugriffe auf Germers Homepage – pro Monat. Die Klicks kommen dabei nicht nur von eigenen Studierenden; in ganz Deutschland hat sich die Internetadresse inzwischen herumgesprochen.

Auf Innovationen setzt Professor Germer indes nicht nur virtuell. Auch seine Veranstaltungen versucht er ansprechend zu gestalten. „Die Hauptvorlesung findet im Frontalunterricht statt, das geht bei den großen Teilnehmerzahlen gar nicht anders“, sagt er – „bei kleineren Veranstaltungen aber versuche ich, dieses Schema so oft wie möglich zu durchbrechen.“ Einzelne Teile seiner Vorlesung lässt er gezielt die Studierenden gestalten, die in Fünfergruppen ihren Kommilitonen ein Thema vorstellen. Das ist mit den Referaten in den Geistes- und Sozialwissenschaften vergleichbar, in der Medizin aber kaum verbreitet. Dadurch werde die Auseinandersetzung mit einem Thema noch intensiver, hat Germer beobachtet.

Das Interesse für die Chirurgie zu wecken, so zeigen die ersten Erfahrungen, ist ihm mit seinen frischen Methoden gut gelungen. „Wenn sich ein Student gegen die Chirurgie entscheidet, dann geschieht das früh im Studium“, ist Germer überzeugt. „Da will ich anpacken und schon frühzeitig motivieren.“ Seine Motivation dazu, sagt er, sei intrinsisch: „Mein Fach finde ich ja selbst faszinierend, und das will ich auch zeigen.“

Wer Chirurgie studiert, kann nur durch Beobachtung lernen. Damit das auch bei vollen Hörsälen gut funktioniert, nutzen die Würzburger reale Anreize ebenso wie virtuelle Ergänzungen



*Digitaler Pionier:
Professor Dr. Uwe Nestmann
im Hörsaal der Berliner TU*

BESTÄTIGUNG IM INTERNET

Der Berliner Informatiker Uwe Nestmann verfolgt genau, was in Online-Foren über ihn geschrieben wird. Da erfährt er viel über gute Lehre – und über die wirklichen Bedürfnisse seiner Studierenden

Professor Dr. Uwe Nestmann sitzt an seinem Computer und ärgert sich. Die Internetseite MeinProf.de hat er aufgerufen und klickt sich durch die Bewertungen, die Studierende über ihn abgegeben haben. Sein Ergebnis ist sensationell, 97 Prozent geben ihm Bestnoten; damit zählt er bundesweit zum Spitzenfeld. Nestmann aber ist nicht zufrieden: „Dass es nicht 100 Prozent sind, das wurmt mich!“

Der Berliner Informatiker hat aus Frust die gute Lehre zu seinem Herzensanliegen erkoren. Die Abbrecherquoten in seinem Fach liegen traditionell hoch, und als er gesehen hat, wie wenige Studierende die theoretischen Grundlagen überblicken, hat Uwe Nestmann die Reißleine gezogen. Er beschäftigte sich mit dem Thema Lehre, experimentierte in seiner Vorlesung mit neuen Formaten – und fand darüber den Spaß an der Sache. Inzwischen hat ihm sein Engagement den Preis für vorbildliche Lehre der Gesellschaft von Freunden der TU Berlin eingebracht.

Es sind keine spektakulären Innovationen, die Nestmann in seine Vorlesungen trägt. Bisweilen, sagt er, reichen schon Kleinigkeiten für eine spürbare Verbesserung. So hat er etwa damit aufgehört, ein stringentes Skript für jede Veranstaltung zu erstellen. „Ich notiere mir nur die drei, vier wichtigsten Punkte, die ich anbringen will, und lasse darüber hinaus Luft für Spontaneität.“ Durch Fragen und Diskussionen gewinnt selbst eine große Vorlesung so an Dynamik. „In jeder Lehrveranstaltung müssen die Studierenden neu erobert werden“, ist Nestmanns Credo. Und: „Es ist ein permanenter Kampf, die Interaktivität zwischen Dozenten und Studierenden herzustellen!“ Ohnehin spricht er nicht gerne von Vorlesung, den Begriff hält er für überholt. „Motivations- und Informationsveranstaltung“ – das treffe den Kern der Sache schon besser. Ihm gehe es dabei allerdings nicht um eine Anbiederung bei den Studierenden. Das Niveau der vermittelten Inhalte bleibe unverändert hoch, einzig die Vermittlung sei besser geworden. „Niemand bekommt etwas geschenkt. Aber trotzdem sollte Respekt die Grundlage für die Veranstaltungen und für die Prüfungen sein!“

Bei den Studierenden kommt seine Art offenbar gut an. Von „klarem Vortragsstil“ schreiben sie im Internet auf den Bewertungsplattformen und von einem „Gespür für Denkpausen“. Wie die Studierenden seine Veranstaltungen im Netz kommentieren, schaut sich Uwe Nestmann regelmäßig an. Angst vor Feedback habe er nicht, sagt er. Und außerdem bildeten solche offenen Foren die Lehre in mancherlei Hinsicht besser ab als die obligatorische Evaluation nach der Vorlesung. „Aspekte wie etwa die Fairness lassen sich auf den Evaluationsbögen kaum abfragen, im Internet spielen aber gerade diese Punkte eine große Rolle.“

Als Informatiker legt Uwe Nestmann großen Wert auf

die Technik, um seine Inhalte zu vermitteln. Bei seiner Vorlesung setzt er zwei Beamer gleichzeitig ein. Auf eine Leinwand wirft er die Grundlagen der Veranstaltung, die Formeln also und ähnlich trockene mathematische Hintergründe. Und gleich daneben, auf der zweiten Leinwand, entwickelt er mit den Studierenden die Beispiele und die Anwendung. Mit elektrischer Kreide schreibt er Erklärungen, immer wieder geht er darin auch auf Fragen ein. Und was am Ende der Veranstaltung an der Wand steht, wird digital als Datei gespeichert und ist für die Studierenden online abrufbar. Über diese zwei Ebenen lasse sich die Komplexität des Stoffes am besten auflösen, hat Professor Nestmann beobachtet.

Eine weitere Neuerung hat der Informatiker erst vor einigen Monaten für sich und sein Mitarbeiter-team entdeckt: Das so genannte Screencast ist eine Mischung aus Tafelanschrift und Video, die sich die Studierenden auf den eigenen Rechner herunterladen können. Im Bild ist nur eine Tafel zu sehen, die nach und nach beschrieben wird. Aus dem Off erklärt ein Sprecher die Formeln, die er zugleich anschreibt. Inhaltlich setzt Nestmann die Screencasts als Ergänzung zu seinen Vorlesungen ein: In ihnen werden – quasi als Exkurs – Formeln und Rechenoperationen behandelt, die in den Veranstaltungen nicht im Mittelpunkt stehen, aber für das Verständnis dennoch wichtig sind. „Die Stolpersteine, an denen viele Studierende bislang gescheitert sind, können wir so in einer Art elektronischem Tutorium auseinandernehmen“, sagt Uwe Nestmann. So kann er in seinen Veranstaltungen den großen Bogen spannen, und die Studierenden können je nach ihrem Vorwissen bei Bedarf die mathematischen Lücken in Eigenarbeit schließen. Dank der Screencasts hat jeder die Möglichkeit, die Rechenoperationen zu Hause in seinem individuellen Tempo durchzusehen und beliebig oft zu wiederholen. Diese Form des digitalen Tutoriums sei wesentlich besser als das bloße Abfilmen von Vorlesungen, davon ist Nestmann überzeugt. Nach und nach will er jetzt einen breiten Fundus an Erklärfilmen anlegen, auf die seine Studierenden dann jederzeit zurückgreifen können. In der Startphase sei das zwar ein deutlich höherer Arbeitsaufwand für ihn und seine Mitarbeiter, räumt er ein. Weil die Filme aber einsetzbar blieben und auch den nachfolgenden Jahrgängen zugute kämen, relativiere sich der Aufwand mit der Zeit.

Ohnehin hat sein Engagement für Uwe Nestmann noch einen positiven Nebeneffekt: In der Informatik, sagt er, bekämen die Studierenden gleich reihenweise Angebote von anderen Professoren und von Forschungseinrichtungen, bei ihnen die Abschlussarbeit zu schreiben. Der Kampf um die guten Studierenden ist in seinem Fach längst entbrannt – und der gute Ruf, sagt Nestmann, sei für viele Kandidaten der ausschlaggebende Grund, sich für ihn und seinen Lehrstuhl zu entscheiden. ■

**Ausgefeilte Technik:
Mit zwei Beamern,
elektrischer Kreide
und Online-Filmen
lässt sich die Kom-
plexität des Stoffes
auflösen, wenn die
Hilfsmittel in einem
ausgefeilten Konzept
ineinander greifen**

Um junge Wissenschaftler auf die internationale Forschung vorzubereiten, lehrt die Universität Hildesheim das akademische Schreiben auf Englisch. Dozentin Janet-Marie McLaughlin setzt dabei auf ein innovatives Seminarkonzept

Den Kardinalfehler erkennt Janet-Marie McLaughlin auf Anhieb: Die Textpassagen, die im Englischen so holprig klingen, weil sie Wort für Wort aus dem Deutschen übersetzt wurden, landen immer noch auf ihrem Schreibtisch. „Dabei ist in englischen Aufsätzen nicht nur der Satzbau anders, sondern der ganze Duktus“, erklärt sie dann geduldig im nächsten Seminar. „Textual Composition“ ist ihre Veranstaltung überschrieben; mit ihr geht die Universität Hildesheim neue Wege in der Internationalisierung der Lehre.

Die Schottin Janet-Marie McLaughlin gehört formal zum Institut für englische Sprache und Literatur. Dort gibt sie die meisten ihrer Veranstaltungen, aber das Seminar über das wissenschaftliche Schreiben auf Englisch hat sich zum Renner auch über ihre Fakultät hinaus entwickelt. Darin vermittelt sie das Rüstzeug für Aufgaben, die von angehenden Akademikern zwar erwartet werden, mit denen sie aber in der Praxis häufig alleingelassen sind. „Die Wissenschaftler wollen natürlich publizieren, und immer mehr streben eine Veröffentlichung in einer englischsprachigen Zeitschrift an“, sagt McLaughlin. Was die meisten dabei unterschätzten, sei der andere Stil. „In englischen Publikationen geht man davon aus, dass ein großer Teil der Leser keine Muttersprachler sind“, so McLaughlin. Den verschraubten Aufbau vieler deutscher Fachaufsätze aufzulösen und die komplizierten Sachverhalte verständlich auszudrücken, ist deshalb das Lernziel ihres Kurses. Neben ihrem Einsatz für eine saubere Sprache geht es ihr darum, die Textgliederung zu verbessern und den Fokus der Arbeit zu präzisieren. „Man kann am Schreiben nicht alles unterrichten, manche Dinge sind eine Frage der Begabung. Aber vieles ist auch Handwerk, und das muss man eben beherrschen“, sagt Janet-Marie McLaughlin.

Ihr Lehrkonzept, für das sie mit dem universitätseigenen Lehrpreis ausgezeichnet wurde, hebt darauf ab, alle Kursteilnehmer gleichermaßen einzubinden. Es richtet sich an Studierende, die später Englischlehrer werden wollen. Wer englische Sprache studiert, hat meistens schon ein besseres Sprachniveau als ein Teilnehmer aus einem anderen Fach. Deshalb setzt McLaughlin in ihren Bewertungen auf ein kompa-

ratives System – sie bezieht den Fortschritt, den ein Studierender im Laufe des Seminars erzielt, ebenso in die Note mit ein wie das Ergebnis der Abschlussarbeit. Ihr Stufenkonzept macht das möglich: Schon in der zweiten Woche des Semesters gibt sie ihren Studierenden die Aufgabe, ein 250-Wort-Essay zu schreiben. Abgegeben wird es in digitaler Form, McLaughlin korrigiert es am Computer. Dort hebt sie mit roter Schriftfarbe grammatikalische Fehler hervor, in blauer Schrift macht sie ihre Anmerkungen zu Aufbau und Stil der Arbeit. Was dann in den Wochen darauf folgt, ist ein permanentes Revidieren des Textes: Immer wieder feilen die Studierenden an ihren Leistungen und verinnerlichen so, worauf es bei den englischen Aufsätzen wirklich ankommt. „Bei diesem Ansatz wird deutlich, dass Lernen ein Prozess ist und kein Produkt – deshalb gibt es die Noten ja auch für den individuellen Fortschritt und nicht nur für das Ergebnis“, sagt McLaughlin. Das sei ihrer Meinung nach auch das fairere Verfahren: Wenn ein Studierender das ganze Semester über gute Leistungen gebracht und dann gerade am Tag der Prüfung einen schlechten Tag habe, dann verzerre sich in der Benotung leicht das Bild des Studierenden. Außerdem könne man als Lehrender so verhindern, dass die Seminarteilnehmer alles für den Tag der Klausur schnell lernen und dann ebenso schnell wieder vergessen – der langsam aufgebaute Lernfortschritt sei schlicht dauerhafter.

Mit ihren Lehrmethoden steht Janet-Marie McLaughlin ganz im Einklang mit der Philosophie ihres Institutes. Dort wird versucht, die Seminargruppen möglichst klein zu halten und interaktive Elemente in die Lehre einzubringen. Und die Verzahnung zwischen Theorie und Praxis zeigt sich auch an Details – E-Mails etwa werden im ganzen Institut grundsätzlich in englischer Sprache ausgetauscht, damit den Studierenden die Fremdsprache endgültig in Fleisch und Blut übergeht.

Den zusätzlichen Arbeitsaufwand, den das aufwendige Feedback-Verfahren in ihren Seminaren für sie selbst bedeutet, nimmt Janet-Marie McLaughlin bewusst in Kauf. Das Ergebnis, davon ist sie nach ihren praktischen Erfahrungen überzeugt, rechtfertigt die besonderen Mühen. ■



Foto: Janet-Marie McLaughlin

Janet-Marie McLaughlin

In kleinen Schritten zum Erfolg: Bewertet wird nicht nur die Abschlussprüfung, sondern vor allem der Lernfortschritt. Das komparative System hat sich bestens bewährt.



Professor Dr. Theodor Dingermann

KLEINE NEUERUNG
GROSSE WIRKUNG

Dass engagiertes Lehren nicht zwangsläufig auf Kosten der Forschung gehen muss, zeigt Theodor Dingermann: Mit einer geänderten Organisationsstruktur am Institut gestaltet er die Forschung effizienter – und schafft gleichzeitig so viel Flexibilität, dass er mehr Zeit hat für die Lehre

Im Hörsaal fühlt er sich pudelwohl, das ist Professor Dr. Theodor Dingermann gleich anzusehen: Vor den voll besetzten Zuschauerreihen läuft er energisch auf und ab, den Vortrag hält er frei und fängt die Zwischenrufe seiner Studierenden geschickt auf, um sie gleich einzubauen in sein Programm. „Die Leute müssen merken, dass es mir selbst Spaß macht zu lehren“, sagt er: „Ich will nicht nur Wissen vermitteln, sondern auch Enthusiasmus!“

Dingermann ist ein bundesweit renommierter Pharmazeut; sein Institut an der Goethe-Universität Frankfurt ist traditionell forschungsstark. Um beides zu kombinieren – seine Freude an der Lehre und die hohen Erwartungen an die Forschung –, wählt er einen ungewöhnlichen Weg: Kurzerhand hat er die Organisationsstruktur seines Instituts umgebaut und mit vermeintlich unscheinbaren Änderungen ganz neue Freiräume geschaffen.

„Im Kern geht es darum, dass ich mit meinem Kollegen Professor Dr. Rolf Marschalek die Stellen für Doktoranden, Mitarbeiter und Post-Docs zusammengeworfen habe“, erklärt Theodor Dingermann. Nicht mehr einem konkreten Professor sind diese Jungforscher zugeordnet, sondern pauschal dem gesamten Institut. In der Wissenschaft ist das ausgesprochen ungewöhnlich: Personelle und finanzielle Ressourcen werden üblicherweise einem konkreten Professor zugeordnet, der damit seine eigene Forschung bestreitet und letztlich in einem Wettbewerb mit seinen Kollegen steht. Diese Struktur aufzubrechen, bedeutet in der Hochschulwelt eine tiefgreifende Veränderung. „Ich habe mich anfangs gefragt, warum wir unsere Forschung künstlich atomisieren sollen – und ob es nicht eine Möglichkeit gibt, sich auch mit einem kleinen Institut der großen Themen anzunehmen“, erinnert sich Dingermann. In der neuen

Struktur fand er die Antwort auf seine Fragen. Sein Institut für Pharmazeutische Biologie arbeitet seitdem geschlossen an gemeinsamen Fragestellungen und hat es sogar geschafft, eine Diagnostikeinrichtung für bestimmte Leukämien aufzubauen, das als Referenzzentrum gilt. „Im Output sind wir sehr effizient“, bilanziert Dingermann seine Erfahrungen. Voraussetzung für das Modell sei allerdings, dass sich die beteiligten Professoren gut verstehen und einander vertrauen – die Forschungsergebnisse nämlich sind automatisch gemeinsame Ergebnisse, mit denen sich kein Professor alleine schmücken kann. „Jeder kann zwar seine eigenen Schwerpunkte setzen, aber nach außen hin treten wir gemeinsam auf“, sagt Dingermann. Weil sein Institut mit insgesamt zwei Professoren, sieben Doktoranden und drei Post-Docs verhältnismäßig klein ist, sei es dennoch leicht gefallen, die neue Organisationsstruktur zu etablieren.

Auf die Lehre wirkt sich das Modell ebenso stark aus wie auf die Forschung: Weil die Professoren die Arbeit am Institut flexibler unter sich aufteilen können, entstehen Freiräume, die unmittelbar den Studierenden zu Gute kommen. Benötigt ein Professor in einer bestimmten Phase mehr Zeit für die Lehre, kann er Aufgaben an einen Kollegen abgeben, um sich Luft zu verschaffen. So hat Dingermann etwa den Posten des geschäftsführenden Institutsdirektors zeitweilig an seinen Kollegen Rolf Marschalek abgetreten, um sich – befreit von den administrativen Pflichten – stärker in der Lehre zu engagieren. Hinzu kommen Synergieeffekte, die über die flexible Aufgabenverteilung hinausgehen: Wenn mehrere Professoren beispielsweise ihre Doktoranden gemeinsam betreuen, spart das Zeit, die unmittelbar der Lehre zugute kommen kann.

STUDIENDE AM DRÜCKER

Mit modernster Technik bringt Professor Dr. Theodor Dingermann seine Studierenden selbst in großen Vorlesungen dazu, sich zu beteiligen: Per TED-System, wie es vor allem aus Fernsehsendungen bekannt ist, bindet er sie immer wieder unmittelbar ein. Jeder Studierende bekommt am Anfang der Veranstaltung einen Handsender, mit dem er sich in die Vorlesung einklinken kann. Zwischendurch startet Dingermann vom Rednerpult aus eine Abstimmung, bei der er zu einer Frage mehrere Antwortmöglichkeiten vorgibt. Die Studierenden drücken dann an ihrem Platz den entsprechenden Knopf ihres Handsenders – und nach einer Minute blendet Dingermann vorne auf der Leinwand per Balkendiagramm das Abstimmungsergebnis ein. „Weil die Studierenden regelmäßig selbst gefragt sind, hören sie aufmerksamer zu“, sagt Dingermann. Und noch einen Effekt hat die moderne Technik: „Ich bekomme ungeschminkt mit, wie viel die Studierenden vom Thema wirklich verstanden haben. Früher haben sich immer nur die zu Wort gemeldet, die fachlich fit waren – jetzt ist das Bild viel breiter, weil alle erfasst werden.“ In seiner Vorlesung geht Dingermann nach einer solchen Abstimmung auf die Ergebnisse ein und erläutert, warum eine bestimmte Antwort richtig ist. Und wenn viele Studierende falsch gelegen haben, kann Dingermann daraus ersehen, welche Aspekte er noch einmal vertiefen muss. „Ich bekomme in Echtzeit mit, ob die Studierenden meine Vorlesung verstehen und kann gegebenenfalls rechtzeitig reagieren“, sagt er. Die teure Technik, die in einem Koffer problemlos von Hörsaal zu Hörsaal gebracht werden kann, hat Theodor Dingermann gekauft, nachdem er 2007 den Universitäts-Lehrpreis gewonnen hat. Das Preisgeld kommt so wieder unmittelbar der Lehre zu Gute. Unter den Studierenden hat sich die Nachricht vom Abstimmungssystem in Windeseile herumgesprochen: Er ist vom Magazin „Unicum Beruf“ zum Professor des Jahres gekürt worden – und seine Vorlesungen zählen nicht nur zu den meistbesuchten, sondern auch zu den bestbewerteten Veranstaltungen der Pharmazie.



HELFER FÜR DIE GUTE LEHRE

Mit aufwendigen Tutorien verbessert Annette Seibt die Betreuungsrelation in ihrem Health-Sciences-Studiengang – eine Lektion, die sie selbst am Anfang ihrer Karriere in den USA gelernt hat

Selbstbeforschung im Alltag: In einem „Veränderungsprojekt“ lernen die Studierenden die Macht der Gewohnheit kennen – und den Wert der Gesundheit

Die Sache mit den Tutoren war von Anfang an reichlich umstritten: „Sie verbrauchen viel zu viel Geld für Ihre Idee“, hörte Dr. Annette Seibt von vielen Skeptikern. Inzwischen ist die Professorin aus der Life-Science-Fakultät der Hochschule für Angewandte Wissenschaften in Hamburg (HAW) froh, dass sie damals an ihrem Versuch festgehalten hat. Sie setzt in ihrer Lehre auf den Multiplikatoren-Effekt und schult mit großem Aufwand eigene Tutoren, die dann wiederum das Wissen weitergeben. Im Grundsatz ist ihr Modell nicht neu, bei der Einbettung in ihre Lehre hat sich Annette Seibt allerdings eigene Wege gesucht. Dahinter standen die Erfahrungen vom Anfang ihrer wissenschaftlichen Karriere, als sie in Dänemark und später in den USA an renommierten Hochschulen gearbeitet hat. Wie so viele Wissenschaftler erlebte sie jenseits des Atlantiks die besseren Betreuungsverhältnisse und die engere Vernetzung zwischen Wissenschaftlern, ihren Mitarbeitern und den Studierenden. „Als ich zurückkam ins deutsche Bildungssystem, war das anfangs ein Praxisschock für mich“, erinnert sich Seibt. Die vielen Studierenden und das große Lehrdeputat erschwerten es ihr, manche Inspirationen aus dem Ausland in die eigene Lehre zu übernehmen. Aber damit wollte sich die Expertin für Public

Health nicht abfinden: „Ich habe mir überlegt, wie ich das, was mich dort begeistert hat, trotz der anderen Bedingungen übernehmen kann“, sagt sie. Bei der Lösung setzt sie auf studentische Tutoren. „Dafür suche ich finanzielle Mittel, wo es nur geht“, sagt sie – und so findet sie etwa bei ihrer Einführungsvorlesung in die Gesundheitswissenschaft und Public Health mit 65 Studierenden ausreichend Geld für sieben Tutoren. Diese werden, wie an der HAW üblich, auch aus den Studienbeiträgen dotiert und zentral in der hochschuldidaktischen Arbeitsstelle auf ihre neue Aufgabe vorbereitet. Dort bekommen sie die didaktisch-methodische Fundierung, aus ihrem eigenen Studium kennen sie die fachlichen Zusammenhänge. In einem dritten Schritt sattelt Annette Seibt darauf noch eine gezielte inhaltliche Schulung auf. Etwa zwölf Stunden nimmt sie sich Zeit, um ihre Tutoren – allesamt Studierende aus höheren Semestern – auf die Aufgaben vorzubereiten: Sie bespricht mit ihnen das Ziel der Vorlesung, erklärt Zusammenhänge und bereitet sie auf die häufigsten Fragen vor, die ihnen die Studierenden wohl stellen werden. „So eng kann ich leider nicht mit allen Studierenden arbeiten“, sagt Seibt, „aber auf dem Umweg über die Tutorien bekommen sie die Möglichkeit, sich trotzdem gut mit dem Stoff ver-



Foto: Dr. Annette C. Seibt

Guter Zusammenhalt: Professorin Dr. Annette C. Seibt (4. v.r.) mit Studierenden in der Mensa.

traut zu machen. Mit diesen kleinen Tutoriengruppen schaffe ich eine Ebene, auf der auch Studierende mit inhaltlichen Schwierigkeiten gut integriert und gefördert werden können.“ Dabei muss sie in Kauf nehmen, dass die Fluktuation der Tutoren hoch ist. „Weil die älteren Studierenden bald in ihr Praxissemester gehen, fange ich im Prinzip jedes Jahr wieder von vorne an, neue Leute zu schulen“, sagt sie. Eine bessere Verstetigung der Zusammenarbeit ist eines der Ziele, das sie auf mittlere Sicht erreichen will.

In der Lehre legt Annette Seibt zudem großen Wert auf die Verknüpfung mit der Praxis – ein Ziel, das sie mit Aufgaben erreicht, die auf den ersten Blick unspektakulär wirken: Im zweiten Semester etwa steht ein so genanntes Veränderungsprojekt an. Darin legt jeder Studierende fest, wie er sein eigenes Leben während des Semesters gesünder gestalten will – von den Vorsätzen, mit dem Rauchen aufzuhören oder fünf Stücke Obst und Gemüse pro Tag zu essen bis hin zur selbst auferlegten Aufgabe, jeden Tag die Zahnseide zu nutzen oder dreimal pro Woche zu joggen, hat Seibt schon fast alles gehört. „Das klingt vielleicht banal“, sagt sie, „aber wer sich ein halbes Jahr lang quasi selbst beforcht, wird feststellen, wie schwer eine gesundheitsbezogene Veränderung ist.“ Das ist der

Lerneffekt, auf den sie setzt: Die Macht der Gewohnheit sollen die Studierenden kennenlernen; eine wichtige Perspektive, wenn sie später selbst ihren Patienten oder Kunden bestimmte Verhaltensänderungen empfehlen.

„Ich will nicht nur möglichst gut für die Berufspraxis ausbilden, sondern darüber hinaus die Zusammenhänge zeigen“, sagt Annette Seibt. Mit ihren neuen Studierenden führt Seibt deshalb eine Sozialraumanalyse – ein Community Mapping – durch. „Blickt mit gesundheits-sensiblen Augen auf euren Stadtteil und erobert ihn euch“, das ist das Motto dahinter. Für ihr unmittelbares Umfeld sollen die Studierenden festhalten, wo es Gesundheitseinrichtungen gibt oder Parks, Spazierwege und Spielplätze. Zugleich sollen sie notieren, wo sie sich wohlfühlen und wo nicht. Dabei lernen sie zu erspüren, was einen Stadtteil mit hoher oder geringer Lebensqualität ausmacht. Dass auch solche Wohlfühl-Faktoren zum Begriff der „Public Health“ gehören, soll dadurch greifbar werden – ebenso wie ein Gefühl dafür, wie hoch der gesellschaftliche Wert der Gesundheit eigentlich ist. Durch die Anknüpfung an ihre unmittelbare Lebenswelt und ihre eigenen Veränderungsmöglichkeiten wird für die Studierenden so greifbar, wie ihr Studienfach außerhalb der Hochschule wirksam ist. ■

MIT TUTOREN ZUM ERFOLG

Für eine bessere Betreuung ihrer Studierenden arbeiten zahlreiche Hochschulen inzwischen mit Tutorien. Studierende aus höheren Semestern helfen darin ihren jüngeren Kommilitonen. Oft finden solche Tutorien als Begleitung einer Vorlesung statt; darin werden offene Fragen beantwortet und neue Inhalte um eingängige Beispiele ergänzt. Auch Übungsaufgaben unter Anleitung gehören zu den Formaten, die in Tutorien üblich sind. Die fortgeschrittenen Studierenden werden für ihre Arbeit bezahlt, die Mittel dafür kommen häufig aus den Studienbeiträgen.



„Wenn alles schläft und einer spricht, nennt man das den Unterricht“

Der pensionierte Historiker Kersten Krüger erzählt im Interview, wie ihn Karl Marx zur guten Lehre inspirierte, was sich an den Hochschulen geändert hat – und wie es Studierenden gelungen ist, ihn nach Rostock abzuwerben

„Was gute Lehre ist? Als erstes muss das Fachliche stimmen, ein Professor muss inhaltlich absolut sattelfest sein. Und der Lehrende muss auf die Lernenden zugehen, auch das gehört dazu“

Sie haben inzwischen einige Jahrzehnte am Katheder gestanden; an welchem Punkt Ihrer Karriere haben Sie das Thema Lehre für sich entdeckt?

Das kann ich Ihnen genau sagen, es war nämlich gleich zu Beginn. Ich habe 1968 nach meiner Promotion in Marburg mit der Lehre angefangen – und das war natürlich eine heiße Zeit. Weil ich als Assistent arbeitete, gehörte zu meinen Aufgaben auch die Lehre. Und für die Studenten von damals gab es nur zwei Kategorien: Entweder war man Marx oder Murks. Ich war nie Marx und hatte deshalb nur die Möglichkeit, mich mit ihnen anzulegen. Also habe ich mich in Marx eingearbeitet und die Studenten dann widerlegt: ‚Was ihr da über Marx erzählt, ist Quatsch!‘ Und um ihnen das zu vermitteln, musste ich ein guter Lehrender sein, sonst wäre denen das nicht in den Kopf gegangen.

Gute Lehre also aus missionarischem Eifer.

Naja, das war zumindest eine unmittelbare Motivation. Etwas anderes kommt dazu: Für mich war es ein Schlüsselerlebnis an der Universität, immer stärker zu merken, dass ich nichts weiß. Das führt bei den Lehrenden entweder zu Arroganz oder zu dem, was Luther ‚echte Reue‘ genannt hat und damit zu einem verstärkten Bemühen um die Studenten. Und Sie müssen auch sehen, dass sich damals alle Professoren in der Lehre engagiert haben.

Was hat sich denn an den Hochschulen geändert, dass es heute nicht mehr so ist?

Wir haben einen zunehmenden egoistischen Karrierismus auch an den Universitäten. Viele schielen

nach möglichst zahlreichen Publikationen, das ist ein ungesunder Modetrend. Und völlig überflüssig ist er auch: Wenn sich alle an der wissenschaftlichen Publikation messen, dann bringt sie das auch nicht weiter, als wenn alle weniger geschrieben und sich mehr um ihre Studenten gekümmert hätten.

Aber Hand aufs Herz: Ganz so rosig, wie Sie es jetzt andeuten, war es doch in den 70er Jahren auch nicht.

Wenn Sie auf die Studierendenzahl anspielen, dann haben Sie natürlich Recht: Die Massenuniversität gab es damals auch schon. Aber an den Universitäten, an denen ich gelehrt habe, war spürbar, dass man anders mit den Studierenden umgeht. In Hamburg zum Beispiel: Das war ein gleichberechtigtes Zusammenarbeiten von Studierenden und Professores, das war wirklich großartig. Es war ein Gegenteil zu dieser hierarchischen Ordinariatenuniversität, die es vorher gegeben hatte.

Was macht denn nach Ihrem Verständnis eine gute Lehre aus?

Als allererstes muss das Fachliche stimmen. Ein Professor muss inhaltlich absolut sattelfest sein, das ist eine Selbstverständlichkeit. Aber das Persönliche gehört eben auch dazu; dass der Lehrende auf die Lernenden zugeht. Und wenn man etwas romantisch von der Universitas spricht und dem gleichberechtigten Zusammenarbeiten - das natürlich insoweit nicht ganz gleich sein kann, als die Wissensniveaus unterschiedlich sind -, so muss ich meine Studierenden und ihre Fragen immer ernst nehmen, auf sie eingehen und auch ihre Lücken akzeptieren.

So weit, so gut. Aber lassen Sie uns doch etwas konkreter werden. Was heißt das zum Beispiel für Ihre eigenen Veranstaltungen?

Kennen Sie den alten Spruch: ‚Wenn alles schläft und einer spricht, nennt man das den Unterricht‘? Das ist im Prinzip genau das, was ich nicht machen will. Ich beziehe knackige Quellentexte ein und spiele ungefähr in der Mitte meiner Veranstaltungen zum Beispiel ein Lied, das zum Thema passt – sei es ein altes politisches Kampflied, sei es ein Ausschnitt aus der ‚Entführung aus dem Serail‘, in dem die Inszenierung der Herrschaft erlebbar wird. Verstehen Sie, was ich meine? Das ist so ein einfaches Beispiel, wie man die Sache auflockern kann.

Viele sprechen derzeit über eine Verknüpfung von Forschung und Lehre. Das wird in der Geschichtswissenschaft kaum gehen, oder?

Aber wieso denn nicht? Ich mache regelmäßig Zeitzeugenseminare mit meinen Studierenden. Da laden wir Menschen ein, die etwas zu berichten haben – seien es alte Professoren aus DDR-Zeiten, sei es ein Uni-Rektor im Ruhestand. Die sitzen bei uns im Seminarraum und erzählen auf die Fragen der Studierenden solche Sachen, die sie sonst noch nicht erzählt haben. Ein Beitrag zur Universitätsgeschichte ist das – und weil sich die Studierenden stark einbringen können, ist es geradezu die Einheit von Forschung und Lehre!

Dass das bei den Studierenden gut ankommt, ist offensichtlich – immerhin waren es Studierende, die Sie nach Rostock abgeworben haben.

Die Geschichte ist schon ein bisschen verrückt. Ich saß in Hamburg in meinem Professorenbüro, das war Anfang 1990, und da klopfen zwei Studenten an. Sie stellten sich vor und sagten, dass sie aus Rostock kämen und sich freuen würden, wenn ich bei ihnen lehren würde. Ich habe natürlich erst einmal geschluckt, aber die haben nicht nachgelassen. Sie kamen wieder und organisierten mir sogar einen Termin im Bildungsministerium von Mecklenburg-Vorpommern. Und dann habe ich irgendwann nachgegeben.

War es das Engagement der Studierenden, das

Sie so angesprochen hat?

Ja, sonst hätte ich das nie gemacht. Das war eine wilde Zeit damals; als die Studierenden zum ersten Mal kamen, gab es ja noch nicht einmal die deutsche Einheit. Ich musste hier in Rostock jede Menge Aufbauarbeit leisten, selbst die Bücherregale habe ich anfangs alleine zusammenschraubt. Ich musste da nochmal ganz bewusst meine Schwerpunkte überdenken, und für mich war klar: Ich will die Lehre mit sehr hohem Aufwand betreiben, die lästige Verwaltung mit ein wenig Aufwand und die Forschung eben etwas vermindert.

Was halten Sie eigentlich von Whiteboards, von E-Learning und den anderen modernen Methoden?

Wenn ich E-Learning in dem Sinne verstehe, dass ich ein paar historische Quellentexte ins Internet stelle und sage, nun guckt euch das mal an, nächste Woche machen wir dazu eine Prüfung – dann ist das Quatsch. Die Technik ist kein Ersatz für die Lehre. Aber wenn ich E-Learning als Unterstützung für meine Seminare und Vorlesungen verstehe, also als zusätzliches Angebot, dann ist es ein ungeheurer Gewinn. Der konsequente Einsatz erhöht am Anfang zwar den Betreuungsaufwand für mich als Professor, aber er verbessert die Lehre für die Studierenden.

Sie sprachen Ihre Schwerpunktsetzung ja gerade selbst schon an: Weniger Forschung, dafür mehr Lehre. Denken Sie manchmal rückblickend an alle die möglichen Forschungsthemen, zu denen Sie wegen Ihres Lehrengagements nie gekommen sind?

Ich habe mich ja nie für die Lehre und gegen die Forschung entschieden. Ich habe auch viel geforscht und viel publiziert, aber es war eben nicht meine hauptsächliche Beschäftigung. Im Übrigen gebe ich ja immer noch Seminare, obwohl ich seit 2004 in Pension bin. Mich lässt die Universität einfach nicht los, und das ist wohl eine Bestätigung dafür, dass ich einen ganz guten Weg gefunden habe. Wissen Sie, bei manchen Professoren wird es später heißen: Der hat viele dicke Bücher geschrieben, das ist von ihm geblieben. Von mir bleibt eben auch etwas anderes.



ZUR PERSON

Der Historiker Professor *Dr. Kersten Krüger*, geboren 1939, hat in Marburg, Kassel, Gießen, Münster, Oldenburg und Hamburg gelehrt. 1993 warben ihn Studierende der Universität in Rostock ab, wo Krüger bis zu seiner Pensionierung 2004 die Professur für die Geschichte der frühen Neuzeit innehatte. Seither gibt er ehrenamtlich mehrmals pro Woche Vorlesungen und Seminare an der Universität. Bis heute zählen seine Veranstaltungen zu den bestbesuchten des Fachbereichs.



DIE MATHEMATIK NEU ENTDECKEN

Die Bremer Professorin Dagmar Bönig weckt bei ihren Lehramts-Studierenden mit den gleichen Kniffen die Lust am Fach, die sie später in der Schule selbst anwenden sollen. So stellt sich der Lerneffekt gleich doppelt ein

**Hohe Anforderungen:
Auch Grundschul-
lehrer brauchen ein
tiefes Verständnis der
Mathematik, um ihre
Schüler später rich-
tig zu fördern und zu
fordern**

Am Anfang glauben die wenigsten Studierenden, dass sie die Fachvorlesungen überhaupt brauchen: Wer in der Grundschule Mathematik unterrichten will, dem reiche doch locker das Einmaleins, denken viele. Professorin Dr. Dagmar Bönig von der Universität Bremen schmunzelt kurz, dann sagt sie: „Es dauert in meinen Seminaren nicht lange, bis sie erkennen, wofür ihnen die Inhalte später nützlich sein werden.“

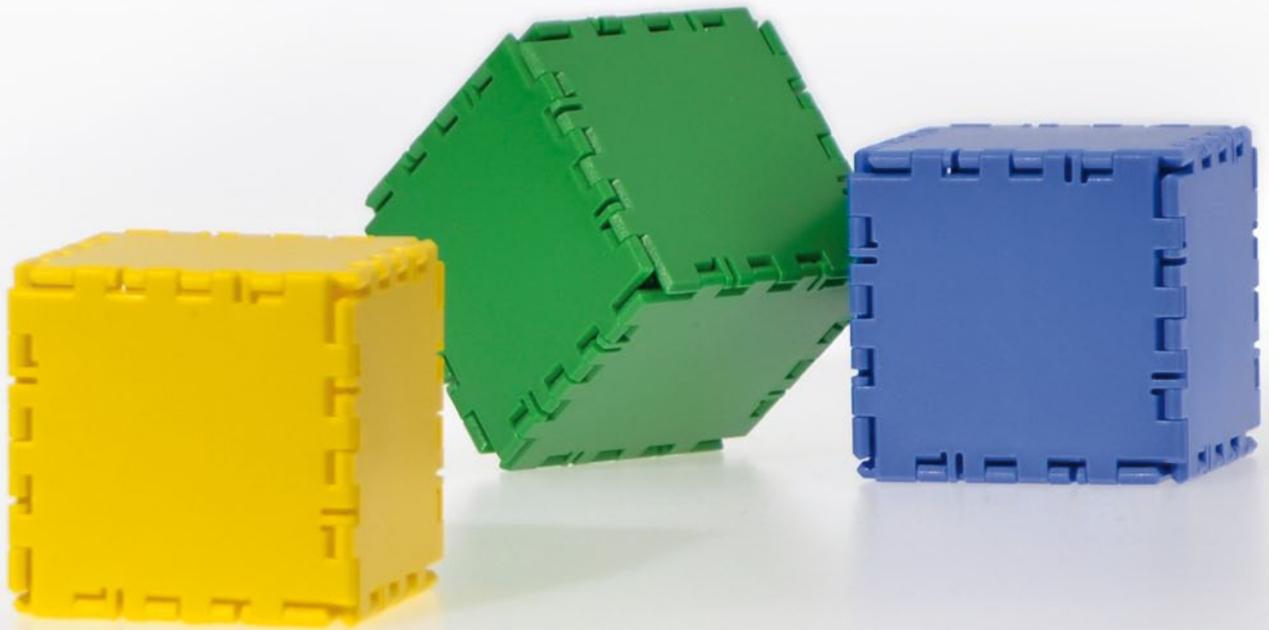
Für Dagmar Bönig und ihre Lehrmethoden ist das kennzeichnend: Sie streicht stets die Praxisrelevanz heraus, ohne dabei die Theorie zu vernachlässigen. Und als Didaktikerin wendet sie in ihren eigenen Seminaren die Methoden an, die den Studierenden später in ihrem Berufsalltag als Lehrer ebenfalls helfen. Für diesen gekonnten Brückenschlag wurde Dagmar Bönig mit dem universitätseigenen „Berninghausen-Preis für hervorragende Lehre und ihre Innovation“ ausgezeichnet – auf Vorschlag der Studierenden.

Ein Kernthema für die Professorin ist das, was sie mit dem didaktischen Fachbegriff als „natürliche Differenzierung“ bezeichnet. Manche Kinder in den Grundschulen sind flinker beim Lösen von Problemen, andere brauchen mehr Zeit oder finden die Lösung zu den kniffligsten Aufgaben nicht alleine. Wo der Lehrer früher verschiedene Arbeitsblätter ausgeteilt hatte, herrscht heute ein anderes Paradigma: Alle bekommen das gleiche Blatt und die schnellen Schüler kriegen eben eine schwierigere Fragestellung dazu, die sich aber auf die gleiche

Aufgabe bezieht. „Das erfordert von den Lehrern natürlich eine tiefe Kenntnis des Stoffes“, sagt Dagmar Bönig.

Sie selbst steht bei ihren Seminaren vor den gleichen Problemen: Manche der bis zu 120 Studierenden, die sich an der Bremer Universität pro Jahr auf das Grundschullehramt vorbereiten, haben eine ausgewachsene Mathephobie. Trotzdem müssen sie lernen, wie sie den Kindern später das beibringen, was ihnen selbst bisweilen Bauchschmerzen bereitet. Für Dagmar Bönig ist das die größte Herausforderung. „Da muss man sensibel vorgehen und erstmal abwarten, bis der Knoten platzt“, so die Mathematikdidaktikerin. Sie schafft das mit viel individueller Förderung: Sie bietet freiwillige Tutorien an, in denen die Studierenden den Vorlesungsstoff an konkreten Unterrichtsbeispielen üben und vertiefen können. Außerdem lädt sie die Studierenden regelmäßig in ihre Sprechstunde ein und klärt mit ihnen mögliche Defizite. Dazu gehört auch, dass sie nicht nur die schwachen Studierenden berät, sondern gerade auch die Guten, um sie noch weiter für die Mathematik zu begeistern. „Kompetenzorientierte Rückmeldegespräche“ nennt sie das, und bei den Studierenden kommt diese persönliche Fachbetreuung bestens an.

Auch da gibt es wieder eine Gemeinsamkeit zwischen ihren didaktischen Methoden und dem, was die angehenden Lehrer später in ihrem eigenen Unterricht selbst anwenden können. „Wir sollten bei den Matheaufgaben die Frage stellen, wie die Kinder möglichst viel entdecken können. Am An-



fang brauchen sie Rechenfähigkeiten, und darauf aufbauend entdecken sie kurz darauf Gesetzmäßigkeiten“, sagt Dagmar Bönig – dieses Konzept sei relativ neu, so dass die meisten ihrer Studierenden ganz andere Erinnerungen an ihre Grundschulzeit haben. Den neuen Ansätzen begegneten sie deshalb zunächst skeptisch. Wenn sie das Entdeckende Lernen dann aber mit Kindern aus der Verwandtschaft ausprobierten, stellten sie rasch fest, dass die Methode funktioniert. „Das ist immer wieder ein erhellendes Erlebnis, das den Studierenden selbst auch wieder mehr Lust macht, sich in das Thema zu vertiefen“, so Bönig.

Zu ihren Prinzipien zählt auch, öfters etwas Neues auszuprobieren. Das gilt vor allem mit Blick auf die Tests und Klausuren. Die Prüfungsordnung in Bremen gibt ihr als Professorin gewisse Spielräume, die Form der Prüfung selbst zu bestimmen. „Natürlich lasse ich auch Klausuren schreiben“, sagt Bönig, „aber ich schaue mir immer wieder auch andere Möglichkeiten an.“ Dazu geht sie selbst in die Prüfungen ihrer Professorenkollegen aus unterschiedlichen Fächern und überlegt sich, inwieweit deren Ideen sich auch auf die Mathematik-Didaktik ausweiten lassen. Eignen sich etwa digitalisierte Prüfungen, Portfolios, studentische Seminargestaltungen oder nochmals andere Formen auch für ihr Fach? Antworten auf diese Fragen versucht Bönig dadurch selbst zu finden. „So etwas kann neue Impulse bringen“, ist sie überzeugt – und solche Innovationen seien trotz ihrer jahrzehntelangen Lehrerschaft immer wieder hilfreich. ■



Foto: Dr. Dagmar Bönig

Spielend lernen: Professorin Dr. Dagmar Bönig (in rot) bereitet ihre Lehramts-Studierenden auf die Praxis vor – zum Beispiel mit den so genannten Lokon-Würfeln



Foto: Sabine Nagel-Horn / Oberhessischen Presse

INNEHALTEN FÜR

INVESTMENT- BANKER

Professorin Dr. Evelyn Korn

Die Wirtschaftsprofessorin Evelyn Korn will ihre Studierenden ins Grübeln bringen – darüber, was sie gerne tun und gut können. So hilft sie ihnen bei der Spezialisierung und zeigt Alternativen auf zu klassischen Berufszielen wie Berater und Banker

An die immer gleichen Gespräche erinnert sich Professorin Dr. Evelyn Korn noch gut: „Warum studieren Sie eigentlich Wirtschaft“, fragte sie die Studierenden, die zu ihr in die Sprechstunde kamen. Eigentlich war die Frage als harmloser Small-Talk-Auftakt zum Gespräch gedacht, aber viele Studierende brachte sie gehörig ins Schleudern. „Viele konnten mir darauf keine Antwort geben“, sagt Evelyn Korn: „Sie haben sich schlicht deshalb eingeschrieben, weil die Familie denkt, dass ein Wirtschaftstudium eine sichere Perspektive bietet.“

Das war die Initialzündung für das Projekt Ecoskills, das die VWL-Professorin ins Leben rief. Das Kürzel steht für Economic and Business Soft Skills, dahinter verbirgt sich ein verzweigtes Programm von Seminaren und Kursen, in denen sich die Studierenden weit über ihren Fachhorizont hinaus fortbilden können. Anders als in den Optionalbereichen, die es inzwischen an vielen Hochschulen gibt, stehen bei Ecoskills aber nicht die Zusatzqualifikationen im Vordergrund. „Wir möchten vor allem Orientierung geben und dabei helfen, dass jeder seinen eigenen Schwerpunkt findet“, sagt Professorin Evelyn Korn.

Viele der Kurse beschäftigen sich etwa mit Kompetenz- und Selbstanalyse, mit Kommunikation im Team oder mit Selbstcoaching. Die Frage nach der eigenen Prioritätensetzung taucht dabei immer wieder auf. „Wenn man sich überlegt, was man selbst besonders gut kann und was einen von seinem Nachbarn in der Vorlesung unterscheidet, kommt man ein ganzes Stück weiter“, hat Evelyn Korn beobachtet. Viele Abiturienten nähmen sich kaum Zeit, um vor dem Studium innezuhalten und sich zu überlegen, was sie eigentlich besonders gerne machen. „Und wir als Professoren stehen dann vor dem Dilemma, dass wir berufsqualifizierend ausbilden sollen, obwohl ja nicht einmal die Studierenden selbst wissen, was sie eigentlich wollen.“

Das Projekt Ecoskills soll dabei helfen, den Konflikt aufzulösen. Dank dieser Orientierungshilfe können die Studierenden zielgerichteter ihre Seminare auswählen und Schwerpunkte setzen – und sie können Motivationstiefs besser überwinden, wenn sie wissen, wofür sie sich überhaupt mühen. „Ich bin richtig erschrocken, als ich gelesen habe, wie viele

Studierende Probleme mit Depressionen haben“, sagt Evelyn Korn. Als langjährige Vorsitzende des Prüfungsausschusses war sie selbst immer wieder mit Kandidaten konfrontiert, die kurz vor dem endgültigen Nicht-Bestehen standen. Ihnen soll eine frühzeitige Orientierung im Studium helfen.

Eine Förderung ausschließlich für die schwachen Studierenden ist das Projekt aber nicht. „Auch die besten zehn Prozent eines Jahrgangs können eine Strukturhilfe gut gebrauchen“, hat Korn beobachtet. Im ersten Semester gäben viele von ihnen als Berufsziel Manager, Investmentbanker oder Unternehmensberater an – „aber die Frage, was man in dem Job überhaupt macht und ob sie darin glücklich werden, die stellen sie sich nicht. Sie sind oft getrieben von fremden und damit für sie falschen Vorstellungen von Erfolg.“

Um die Studierenden auch auf neue Ideen zu bringen, gehört zu Ecoskills ein praktischer Programmteil. Experten aus Unternehmen kommen in die Universität und erzählen aus ihrem Alltag, der Bundesverband Deutscher Volks- und Betriebswirte stellt eigene Angebote auf die Beine und die studentische Unternehmensberatung lädt dazu ein, die Praxis eines Beraters hautnah mitzerleben. Für Evelyn Korn ist diese breite Verankerung von Ecoskills ein besonderer Erfolg: „Die Bereitschaft, uns von außerhalb der Universität ganz praktisch zu unterstützen, ist groß – es fehlte vorher einfach nur eine Plattform, auf der das möglich ist.“

Bisweilen dachte die Professorin an ihre eigene Studienzeit zurück, als sie Ecoskills konzipiert hat. Sie ist von Haus aus Mathematikerin und war früh als Mitarbeiterin am Lehrstuhl tätig. „In meinem Büro stand die Kaffeemaschine, und da trafen sich oft die Professoren und die Mitarbeiter und plauderten ganz informell.“ So eine Atmosphäre zu schaffen, sei auch ihr Ziel – sich ohne Blick auf die Hierarchie auf das gemeinsame Erkenntnisinteresse zu konzentrieren, das schließlich Studierende und Professoren verbindet. Ein solcher Austausch könne ebenfalls dazu beitragen, Orientierung im Studium zu finden. So kann das Programm Ecoskills eine Brücke werden hin zu den klassischen Idealen einer Universität, davon ist Korn überzeugt – und das selbst in einem großen Fachbereich wie den Wirtschaftswissenschaften. ■

ECOSKILLS – DAS PROGRAMM AUF EINEN BLICK

Der Vermittlung von Schlüsselqualifikationen und der besseren Selbstwahrnehmung soll das Programm Ecoskills („Economic and Business Soft Skills“) dienen. Die Veranstaltungen sind in drei Module gegliedert:

1. Selbstreflexives Modul/ Kompetenzen ermitteln
2. Kompetenzbereiche
3. Selbstreflexives Modul/ Ergebnisse und Ziele ermitteln

In dieser Struktur werden einzelne Angebote wie Rhetorik- und Präsentationskurse, die es auch vorher schon gab, zusammengefasst und ergänzt um Seminare, in denen die Studierenden etwa Selbstcoaching lernen und mit professioneller Anleitung ihre Stärken und Schwerpunkte herausarbeiten. Für die Teilnehmer gibt es mehrere Zertifikatsmöglichkeiten, die von einer Einzelbestätigung für die Kursteilnahme über ein Qualifikationszertifikat für mehrere absolvierte Seminartage aus einem der Modulbereiche bis hin zu einem Gesamtzertifikat reichen, mit dem eine tiefgehende Beschäftigung mit den angebotenen Inhalten bescheinigt wird. Creditpoints, die auch im Studium angerechnet werden könnten, gibt es bei den meisten Seminaren nicht. Organisatorisch ist das Ecoskills-Programm bei den Wirtschaftswissenschaften angesiedelt, die Angebote stehen aber auch Studierenden aus anderen Fachbereichen offen. Gehalten werden die Kurse von externen Dozenten und Coaches. Wer teilnehmen will, muss in den meisten Fällen eine Selbstbeteiligung von etwa 25 bis 30 Euro zahlen. Der Großteil der Kosten wird über Zuschüsse aufgefangen, die vor allem vom Europäischen Sozialfonds stammen. Auf rund 500.000 Euro belaufen sich die Projektkosten in der Startphase.





BLICKPUNKT

STUDIERENDE

Sie sind die wahren Experten fürs Lernen: Täglich sind sie mit neuem Wissen konfrontiert, das sie möglichst effizient und dauerhaft aufnehmen sollen. Auch nach der nächsten Prüfung sollen sie noch wissen, was sie gelernt haben – und sie sollen ihre Kenntnisse mit neuen Inhalten verknüpfen, sie sollen sie übertragen können auf andere Zusammenhänge.

Wie ihnen Wissen und Können vermittelt werden, ist für die Studierenden von entscheidender Bedeutung. Viele von ihnen arbeiten deshalb konstruktiv mit, wenn es um gute Lehre geht: als Experten in eigener Sache und als innovative Ideengeber.



PER SELBSTHILFE ZUR GUTEN LEHRE

Mit ihrem Lehrer-Lämpel-Pokal führt die Informatik-Fachschaft der TU Dortmund schonungslos Protokoll über motivierende, aber auch über unverständliche Veranstaltungen. Ihre besten Lehrenden zeichnen die Studierenden öffentlichkeitswirksam aus

Erfolge, aber auch Frust: „Warum“, schreiben manchmal die ungeduldigen Studierenden, „hat sich die Vorlesung denn immer noch nicht verbessert?“

Ein paar Jahre ist es her, da war die Preisverleihung eine Strafe: Wenn ein Dozent an der Informatik-Fakultät der Technischen Universität Dortmund für den Lehrer-Lämpel-Pokal nominiert wurde, kam das einer öffentlichen Bloßstellung gleich. Die schlechteste Lehrveranstaltung des Semesters, so hieß es damals in den Statuten, wird mit dem besonderen Preis bedacht, den die Studierenden ausgelobt haben.

Fabian Schlenz muss schmunzeln, wenn er an die Vergangenheit des Preises denkt. Der angehende Informatiker ist in der Fachschaft aktiv und einer der heutigen Organisatoren des Lehrer-Lämpel-Pokals. Der hat inzwischen seinen Schrecken verloren: „Wer heute den Preis gewinnt“, sagt Schlenz, „der ist stolz darauf und stellt ihn sichtbar in seinem Büro auf!“ Irgendwann wollten die Dortmunder Studierenden die Professoren nicht mehr mit dem Pokal abschrecken, sondern animieren – und widmeten ihn kurzerhand zu einem Positiv-Preis um, den derjenige mit der anregendsten Lehrveranstaltung bekommt. Einzig das Ziel ist das gleiche wie in den rebellischen Vorgängerzeiten: Die Studierenden wollen etwas tun für die gute Lehre an ihrer Fakultät.

Während ausgefeilte Evaluationen heute beinahe schon zur Routine geworden sind, begaben sich die Dortmunder Studierenden in der Anfangszeit ihres Preises auf Neuland. 1980 war das, von Qualität der Lehre war in den großen Bildungsdebatten noch lange nicht die Rede. „Vermutlich waren einige Vorlesungen so schlecht, dass die Studenten etwas dage-

gen unternehmen wollten“, sagt Fabian Schlenz, der Fachschaftler von heute – zur Entstehungszeit des Lehrer-Lämpel-Pokals war er noch nicht einmal geboren. Die Informatik-Studierenden von damals griffen zur Selbsthilfe und teilten einmal pro Semester Fragebögen an ihre Kommilitonen aus. Der Dozent mit den schlechtesten Noten bekam die zweifelhafte Auszeichnung. Für damalige Verhältnisse war das studentische Engagement spektakulär – selbst der Spiegel berichtete noch 1993 von den revolutionären Anfängen des Dortmunder Preises. „Der Schrecken der Dortmunder Informatik-Lehrer ist eine Blechkanne im Format eines Verbandsligapokals“, schrieb das Nachrichtenmagazin und zitierte auch gleich den damaligen Dekan des Fachbereichs: „Dieses Ding zu bekommen macht nicht gerade glücklich, das trifft die Eitelkeit“, sagte er laut Spiegel. Vielsagend war allein schon der Titel des Beitrags: „Mit welchen Mitteln Studenten faule Professoren antreiben.“

An der Dortmunder Fakultät genießt der Preis heute längst den Status einer Legende. „Gleich am Anfang meiner Studienzeit habe ich von dem Pokal erfahren“, sagt Fabian Schlenz. Inzwischen ist die große Umfrage, die das Datenmaterial für die Preisverleihung liefert, professionalisiert: Um die 50 Fragen bekommen die Teilnehmer aller Lehrveranstaltungen vorgelegt, die Verarbeitung übernimmt anschließend ein Computerprogramm, das die eingescannten Bögen vollautomatisch auswertet. Die Fragen überlegen sich nach wie vor die Studierenden, die



Vorbild für den Preis: Die berühmte Lehrerfigur nach Wilhelm Busch

ihre Bögen auch selbst in jeder Lehrveranstaltung austeilten. Im Hintergrund wirkt inzwischen aber das Dekanat mit: „Die müssen ja selbst Qualitätssicherung betreiben“, sagt Fabian Schlenz, „und weil es nicht sinnvoll wäre, dass zwei Evaluationen parallel stattfinden, kam das Dekanat irgendwann auf uns zu und schlug eine Kooperation vor.“ In der Praxis sieht die so aus, dass die Studierenden die Daten erheben und die entscheidenden Ergebnisse an das Dekanat weiterleiten. Die detaillierte Auswertung für den Lehrer-Lämpel-Pokal organisieren sie aber in Eigenregie. Den Preis bekommt derjenige, der in der Summe der Antworten am besten abgeschnitten hat. Die Vergabe erfolgt also nach rechnerischen Kriterien, eine umfassende Bewertung des dahinter stehenden Lehrkonzepts nehmen die Studierenden nicht vor.

Trotz aller Erfolge stellen sich die Organisatoren immer wieder die Frage nach dem Sinn ihres Engagements. „Einige Studenten, die schon in früheren Semestern an dieser Umfrage teilgenommen haben und danach die schlecht bewertete Vorlesung erneut besucht haben, wurden enttäuscht – weil sich nichts geändert hatte“, schreibt das Lehrer-Lämpel-Team selbstkritisch in der Dortmunder Fachschaftszeitung. Es gebe aber auch gute Erfahrungen: „Manche Vorlesung, die schon bei früheren Umfragen hervorragend abschnitt, war noch steigerungsfähig und konnte sich dieses Semester erneut verbessern“, hieß es da.

Die Fachschaftszeitung ist das wichtigste Instru-

ment der Studierenden: Hier veröffentlichen sie die Ergebnisse der Befragung, sie zeigen Fotos von der Preisverleihung – und sie äußern sich unverhohlen kritisch über schlechte Veranstaltungen. Die Tradition von früher, als der Lehrer-Lämpel-Pokal noch ein Negativpreis war, lebt hier fort: „Was ist besser“, steht etwa als sarkastische Frage unter dem Foto eines unleserlichen Tafelanschriebs: „Gar keine Folie zu haben oder so eine?“ Es ist ein fordernder, ein selbstbewusster Impetus, der aus den Kommentaren in der Zeitung spricht, gespeist aus dem Willen zur Verbesserung der Lehre: „Wie lässt es sich erklären, dass eine Vorlesung wie Wahrscheinlichkeitsrechnung und mathematische Statistik in jedem Semester schlechte Noten bekommt? Jedes Semester werden nahezu die gleichen Kritikpunkte genannt, aber es ändert sich dennoch nichts? Da kann man dem Kommentar von zig Studenten – ‚diese Vorlesung kann man sich sparen‘ – nichts mehr entgegensetzen.“ An anderer Stelle heißt es schlicht: „Schade, dass ein Professor nach dreimalig schlecht bewerteter Vorlesung nicht in einem ‚Didaktik der Informatik‘-Kurs nachsitzen muss.“

Dass das studentische Engagement Früchte trägt, davon ist Fabian Schlenz überzeugt. Er merke, dass sich die meisten Lehrenden in ihren Veranstaltungen Mühe geben – und das sei ja letztlich das Ziel des Pokals. „Wenn ich dann nach der Preisverleihung sehe, dass der Gewinner das Foto von der Übergabe stolz auf seiner Homepage veröffentlicht, dann merke ich: Die Mühe hat sich gelohnt!“

FORDERNDE STUDIERENDE

Die Ziele, die sie mit ihrem Lehrer-Lämpel-Pokal verfolgen, schreiben die Dortmunder Informatik-Studierenden prominent auf ihre Homepage. Hier ein Auszug:

1. Die Lehrenden zu größerem Engagement in der Lehre motivieren
2. Die Lehrenden bei der Verbesserung ihrer Vorlesungen unterstützen: Durch die Umfrage sollten die Lehrenden Verbesserungsvorschläge erhalten und ihre Schwächen aufgezeigt bekommen. Dazu dienen
 - die Fragen des Fragebogens, die implizit Kriterien für gute Vorlesungen definieren und
 - die Ergebnisse der Umfrage (das heißt die Werte der Ergebnis-Tabelle) und
 - die Kommentare der Studierenden auf der Rückseite der Fragebögen.
3. Die Studierenden (als Lehrende der Zukunft) zu zukünftig großem Engagement in der Lehre motivieren
4. Die Studierenden (als Lehrende der Zukunft) mit dem Thema „Qualität der Lehre“ konfrontieren und ebenfalls bei der Verbesserung ihrer zukünftigen Vorlesungen unterstützen (Hilfestellung/Tipps geben durch die Fragen des Fragebogens)
5. Die Studierenden sollen im Hauptstudium (durch die Ergebnisse der Umfrage aus früheren Semestern) bei ihrer Wahl der Wahlpflicht-/Stamm-Vorlesungen unterstützt werden.

Quelle: <http://fsinfo.cs.tu-dortmund.de/ags/llp/llp>



MANAGER AUF ZEIT

Heiko Marski ist Deutschlands erster Student, der gleichzeitig Prorektor ist. An der Universität Rostock sitzt er an höchster Stelle der Hierarchie – und kämpft von dort für die Belange seiner Kommilitonen





Die Uni-Bibliothek in Rostock: Engagement für gute Studienbedingungen als Fulltime-Job

„Manche haben die Vorstellung, dass ich so etwas wie eine dauerhafte Opposition im Rektorat sei. Aber so ist das nicht – ich bin ein Prorektor wie die anderen auch“

Es war schon tief in der Nacht, als die Studenten den Prorektor aus der Sitzung holten: „Los, wir fahren jetzt zum Strand“, riefen sie und eskortierten den verdutzten Uni-Funktionär zu ihrem Auto. Drei Uhr morgens zeigte die Uhr, die Nacht war noch sommerlich warm und die Ostsee lag bei Warnemünde menschenleer vor ihnen.

Noch heute schmunzelt Heiko Marski, wenn er an das nächtliche Sturmkommando denkt. „Solche Freunde brauche ich gerade in diesem Amt“, sagt er – „ansonsten käme ich nie mehr aus den Sitzungen und vom Schreibtisch weg.“ Marski sitzt in seinem Büro im Rektorat der Rostocker Universität, schlauchförmig streckt es sich zum Fenster hin, unter dem die Studierenden nach den Vorlesungen entlang schlendern. Wieder einmal sitzt ihm die vergangene Nacht in den Knochen: „Wir hatten eine Sitzung des Studierendenparlaments. Es war halb vier, als ich ins Bett kam“, sagt er und lächelt müde. Diesmal hat ihn nach der Sitzung niemand erwartet für einen Strandausflug.

Die Szenen sind typisch für die Arbeit von Heiko Marski: Bis zur Erschöpfung sitzt er im Rektorat und arbeitet die Akten durch, und trotzdem blitzt bisweilen ein Stück der studentischen Ausgelassenheit auf. Der Prorektor aus Rostock ist beides zugleich, hoher Funktionsträger und Student. Mit seinen 27 Jahren ist Marski der wohl jüngste Prorektor einer deutschen Universität, gewählt aus den Reihen der Studierenden und offiziell eingezogen in die Führungsetage der Hochschule.

In seiner neuen Rolle ist Marski, der vor seiner hauptamtlichen Berufung Lehramtsstudent war, denkbar schnell angekommen. „Ich hatte gar keine andere Wahl“, sagt er und deutet auf den Computer. Vom

ersten Tag an bekam er dutzende Mails, permanent klingelte das Telefon. Das ist der Alltag, aus dem Marski bis heute nicht ausgebrochen ist: Bis zu 400 Mails laufen Woche für Woche bei ihm auf, und in heißen Phasen verbringt er schon einmal 90 Stunden pro Woche mit seiner Arbeit. „Prorektor für studentische Angelegenheit“ steht auf dem Schild an seiner Tür, und hinter dieser Beschreibung verbirgt sich eine bundesweite Besonderheit: Das Amt wird mit einem Bewerber aus den Reihen der Studierenden besetzt, der gewählt wird. Für die Universität ist das deutlich mehr als ein bloßes Lippenbekenntnis zu studentischer Teilhabe an wichtigen Entscheidungen – „das ist ein Zeichen, dass wir innerhalb der Universität tatsächlich

alle an einem Strang ziehen“, sagt Marski. Er stellt allerdings klar, dass er kein Studierendenvertreter sei, sondern ein echter Prorektor, der eben besonders die studentische Perspektive im Blick behalten soll. „Manche haben die Vorstellung, dass ich so etwas wie eine dauerhafte Opposition im Rektorat sei. Aber so ist das nicht – ich bin ein Prorektor wie die anderen auch“, sagt Heiko Marski. Er habe einen Arbeitsposten und kein politisches Mandat. Wenn im Rektorat die Aufgaben verteilt werden, landeten auf seinem Schreibtisch ebenso viele Arbeiten wie bei den übrigen Prorektoren. Durch seinen studentischen Hintergrund könne er aber als Mittler zwischen Studierenden und Rektorat wirken – und auf beiden Seiten dazu beitragen, Missverständnisse zu verhindern. Für Heiko Marski führte der Weg zu seiner hohen Position über ein jahrelanges Engagement für studentische Angelegenheiten. Er saß in Gremien, schrieb Anträge und suchte Mehrheiten. Und dabei war er am Anfang ein eher frustrierter Student: „Ich war drauf und dran, die Universität zu wechseln, weil ich mich über manche Dinge maßlos geärgert habe“, sagt er. Bis ihm kurz vor seiner Abmeldung eine Sekretärin sagte, dass nichts besser werde, wenn alle gingen, die etwas störe. „Das hat mich dazu bewogen hier-zubleiben“, sagt Heiko Marski – und den Weg bis hoch ins Rektorat seiner Universität.

Als er seinen neuen Posten antrat, hatte er genaue Vorstellungen, was er verändern wollte. Ihm sind vor allem soziale Aspekte ein wichtiges Anliegen, von der Kinderbetreuung über eine gute Integration der ausländischen Studierenden bis hin zu einem reibungslosen Übergang der Absolventen auf den Arbeitsmarkt, der rings um die Universität Rostock nicht immer rosig aussieht. Und er macht sich seine eigenen Gedanken zu den Hochschulen: „Wir

brauchen einen neuen Konsens über die Bildung. Inzwischen gibt es viele unterschiedliche Auffassungen darüber, was wir mit dem Studium eigentlich erreichen wollen“, sagt Heiko Marski. Was also ist an die Stelle der bildungsbürgerlichen Vorstellungen getreten, und welche Rolle soll die Hochschule in der Biographie eines Studierenden spielen? Dass diese Fragen nicht immer beantwortet seien, lasse sich an vielen Studiengängen ablesen, die nicht klar strukturiert und fokussiert seien. In der Arbeit versuche er, seine Vorstellungen in die Debatte mit einzubringen. Um die konkreten Belange von Studierenden geht es Heiko Marski aber auch. So hat er etwa einen kurzen Draht zum BAföG-Amt geschaffen, wo es immer wieder Probleme mit schwierigen Entscheidungen gab. Jetzt gibt es im Amt eine Obfrau, die in regelmäßigem Kontakt mit der Universität steht. In strittigen Fällen versuchen beide Seiten, Klarheit zu schaffen. Das Ziel lautet: Die Studierenden verzichten auf langwierige Einspruchsverfahren oder gar Klagen, das Amt prüft dafür in Streitfällen bereitwillig nochmals die Unterlagen und spricht sich mit der Universität ab. „Wir können jetzt in einem Fünf-Minuten-Telefonat klären, was früher manchmal zu einem langen Gerichtsverfahren geführt hätte“, sagt Heiko Marski. Ein ähnliches Konfliktmanagement hat er innerhalb der Universität etabliert: Gibt es Streitfälle zwischen Studierenden und Fakultäten, schaltet er sich bisweilen als Unterhändler dazwischen – so wie unlängst, als es um die drohende Exmatrikulation eines Kommilitonen ging, der mehrere Semester lang schwer erkrankt war.

Bisweilen findet Marski auch eine überraschende Lösung für Probleme, die schon jahrelang schwelen. Beim Thema Kinderbetreuung etwa: Da gestaltete er eine von der Studierendenschaft und seinem Vorgänger angestrebte Kooperation mit einem benachbarten Kindergarten, der künftig den Nachwuchs von Studierenden aufnimmt. Die Universität hilft im Gegenzug, wenn es um die Weiterbildung der Erzieherinnen geht und das pädagogische Konzept des Kindergartens. Als die Einigung beschlossen war und es damit nach insgesamt sieben Jahren endlich eine Lösung gab, gingen etliche Dankesmails bei Heiko Marski ein. Eine Studentin, die ihn zuvor auf das Thema angesprochen hatte, schrieb: „Du hast zwar gesagt, dass du dich darum kümmern wirst, aber das haben mir vorher schon so viele gesagt. Ich hätte nicht gedacht, dass das Problem jetzt tatsächlich gelöst wird!“

Er sei ein Zwitter aus Mediator bei Konflikten und Manager mit Blick für das große Ganze, sagt Heiko Marski über sich selbst. Weit über Einzelfälle hinaus geht beispielsweise sein Engagement für die ausländischen Studierenden: Er hat eine Kooperation mit dem Migrantenrat der Stadt Rostock angestoßen und sitzt seither selbst in den Gremiensitzungen des

Rates. Und für einen möglichst engen Kontakt mit den künftigen Arbeitgebern der Absolventen sitzt Marski an einem runden Tisch mit Vertretern der Stadtverwaltung und der örtlichen Industrie- und Handelskammer. „Das ist ganz normal, dass ich dort hingehe und die Universität repräsentiere“, sagt Marski – in solchen Gremien ist er nicht mehr der Student Marski, sondern der Prorektor, der die Positionen der Hochschule vertritt.

Mit dieser Arbeit leistet er seinen Beitrag zu einer studierendenfreundlichen Universität, bei der die Interessen seiner Kommilitonen ernst genommen werden. Und er kämpft explizit auch für eine gute Lehre: So ist in Rostock die Evaluation von Lehrveranstaltungen die Sache jeder einzelnen Fakultät, in die neben den Dekanen auch die Fachschaften eingebunden sind. Heiko Marski macht sich dafür stark, die Fragebögen einheitlicher und valide zu gestalten – die Unterschiede der Fachbereiche sollen berücksichtigt bleiben, aber in einer Kommission arbeitet er gemeinsam mit dem Zentrum für Qualitätssicherung der Universität und der Studierendenschaft an einem einheitlichen Kern für die Evaluationsbögen.

„Seit ich den Posten habe, hat sich mein Bild von der Universität schon deutlich geändert“, sagt Heiko Marski. Als einfacher Student habe er seine Anträge geschrieben und ihren Weg durch die studentischen Gremien verfolgt bis zu dem Moment, als sie offiziell eingereicht wurden. Jetzt sehe er auf einmal, wie es danach mit den Anträgen weitergeht. „Ich bin absolut positiv überrascht, wie engagiert die Uni-Mitarbeiter sind und wie gut die Leute zusammenarbeiten. Dass die sich so reinknien, hätte ich nicht erwartet“, sagt Marski: „Jetzt habe ich den Eindruck, dass alle versuchen, das bestmögliche für die Universität zu erreichen. Als ich noch in den studentischen Gremien saß, habe ich diesen Aspekt nicht immer so gesehen.“

Probleme damit, ernst genommen zu werden, hat Heiko Marski in seinem Rektoratsamt nicht gehabt. Bisweilen bekommt er sogar Briefe, die an „Herrn Prof. Dr. Marski“ adressiert sind – „es ist ja auch ungewöhnlich, dass ich in einer solchen Funktion noch nicht einmal mein Studium abgeschlossen habe“, schmunzelt er. Sein Geheimrezept sei eine gute Vorbereitung. Wenn er sich gewissenhaft in die Themen einarbeite und wisse, wovon die Rede sei, dann werde er auch von den Professoren als Gesprächspartner auf Augenhöhe wahrgenommen. Nur manchmal muss Heiko Marski abwehrend die Hände heben. „Für manche bin ich so selbstverständlich der Prorektor, dass sie mit den komplexesten Aufgaben und Fragen an mich herantreten“, erzählt er und schüttelt den Kopf. „Da muss ich dann manchmal sagen: ‚Moment mal, das ist eine Nummer zu groß für mich. Ich bin erst 27 Jahre alt und eigentlich ja immer noch Student!‘“

PER GESETZ AN DIE UNI-SPITZE

Die studentische Mitwirkung im Rektorat ist in Mecklenburg-Vorpommern dank des Hochschulgesetzes möglich: Nach § 82 sind neben Hochschulleiter, Kanzler und Professoren auch „bis zu zwei weitere Mitglieder der Hochschule“ im Führungsamt zugelassen. Die Rostocker Universität hat diese Kann-Bestimmung in ihrer Grundordnung konkretisiert; danach ist „eine immatrikulierte Studierende/ein immatrikulierter Studierender“ als Mitglied des Rektorats vorgesehen. Die Amtszeit beträgt ein Jahr; der StudentInnenrat erarbeitet einen Vorschlag für das studentische Mitglied, das dann wie die übrige Universitätsleitung vom Akademischen Senat gewählt wird.



UNI VON UNTEN

Die Studierenden haben ein gewichtiges Wörtchen mitzureden, das ist an der Lüneburger Leuphana Universität fest geregelt. Zum Vorteil für alle: Die Ideen von der Basis geben der Lehre immer wieder frische Impulse

*Im Dialog: In Lüneburg ist gute
Lehre eine Aufgabe für alle*





Fotos 44-47: Fotoarchiv Leuphana

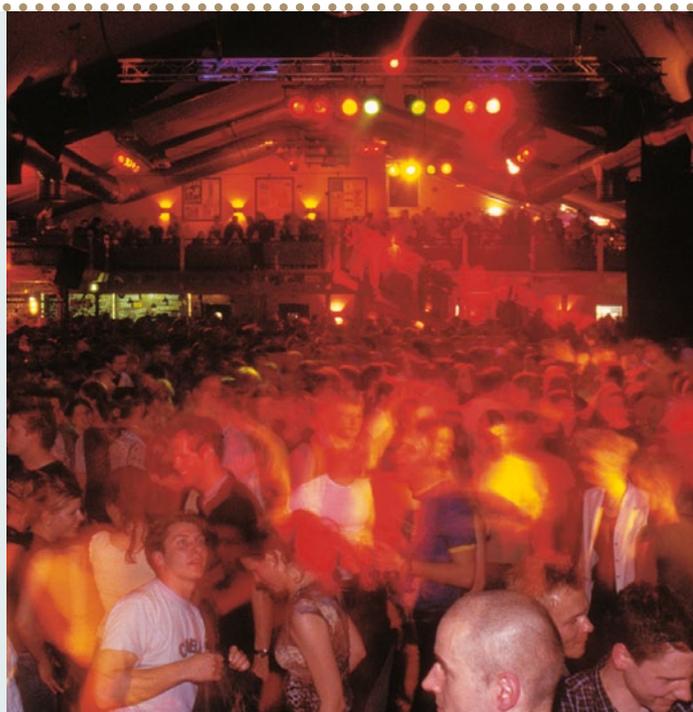
Lehrpreis, Ombudsmann, Qualitätszirkel: Die studentische Mitwirkung hat sich auf allen Ebenen bewährt

Die Einladung kam überraschend: Als Christian Cohrs seine Mails abrief, fand er darin den Hinweis seiner Studiendekanin auf das erste Treffen eines neuen Qualitätszirkels. Einen Nachmittag lang wollten sich die Fakultätsleiter der Wirtschaftswissenschaften mit den Studierenden zusammensetzen, um über Verbesserungen zu sprechen. „Natürlich bin ich hingegangen“, sagt Christian Cohrs, der an der Lüneburger Leuphana Universität mitten im Abschluss seines Bachelor-Studiums steckt.

In einem unscheinbaren Seminarraum traf sich die Runde, die durch die Bank gut besetzt war: Eine ganze Reihe Studierender ist gekommen, eine Handvoll Lehrender, der Studiengangleiter und die Studiendekanin. Schon die Sitzordnung war symbolträchtig: Kreisförmig waren die Tische aufgebaut, das Gespräch sollte auf Augenhöhe stattfinden. Und Student Christian Cohrs nutzte seine Chance, um auch Kritik loszuwerden: „Uns kamen einige Dinge am Studiengang nicht schlüssig vor, da wollten wir einfach nachfragen“, sagt er. Und natürlich gab es auch die Details im Curriculum, bei denen es in der Praxis hakt: Die Veranstaltungen zum Internen Rechnungswesen und zur Unternehmenssteuerung überschneiden sich inhaltlich, manche Professoren antworteten lange nicht auf Anfragen per Mail, Unklarheiten beim Übergang von Bachelor zu Master tauchten auf – es waren Knackpunkte, wie es sie in ähnlicher Form an fast allen Hochschulen gibt. Fast drei Stunden saßen die Studierenden mit den Lehrenden zusammen, um nach einer raschen Abhilfe zu suchen.

Einmal im Jahr finden die Qualitätszirkel statt, vorgesehen sind sie in sämtlichen Fakultäten. Das Instrument ist wirkungsvoll, denn die Lehre lässt sich unmittelbar verbessern. Und das ist nicht nur ein Lippenbekenntnis, wie Christian Cohrs inzwischen erfahren hat: Die Punkte, die er kritisiert hat, seien inzwischen verbessert worden. Somit entfalten die Qualitätszirkel auch Signalwirkung: Die Vorschläge der Studierenden, so unkonventionell sie bisweilen auch sind, stoßen an der Leuphana auf offene Ohren. Neben den regelmäßigen Treffen in den Fakultäten hat die Universität eine ganze Reihe von flankierenden Maßnahmen etabliert, damit die Studierenden ihre guten Ideen einbringen können. „Die Qualitätsentwicklung soll nicht nur die Angelegenheit einer eigenen Abteilung sein, sondern eine Aufgabe für alle Beteiligten“, heißt es an der Leuphana.

Ohnehin aber sind die Kontakte zwischen Studierenden und Lehrenden auch sonst eng: Die Fachschaft der Wirtschaftswissenschaften etwa sitzt im zweiten Stock des Fakultätsgebäudes, ihre Vertreter müssen auf dem langen Flur nur eine Türe weitergehen, um ins Büro der Studiendekanin zu kommen. Solche kurzen Wege zu schaffen, ist auch das Anliegen von Thies Reinck. Er ist Ombudsmann der Universität und damit gewissermaßen die Verkörperung dieser Idee. Im Verwaltungsgebäude der Leuphana hat er sein Zimmer, ein paar Türen entfernt nur vom Büro des Präsidenten, die Türe ist als Ausdruck seiner Funktion gläsern. „Wer etwas auf dem Herzen hat, kann damit jederzeit zu mir kommen“, sagt Reinck. Er wirkt jugendlich mit seinem



VOM SEMINAR ZUM DANCEFLOOR

Am Anfang war es die verrückte Idee einer Handvoll Studierender: Ein Festival wollte man veranstalten auf dem Lüneburger Campus, geladen werden sollten Bands mit klangvollen Namen und experimentierfreudige Neueinsteiger aus der Umgebung. Am Abend des Events standen tausende Begeisterter vor der Bühne – dieser Moment im Jahr 2004 wurde zur Geburtsstunde des Lunatic-Festivals, das seither einmal pro Jahr stattfindet. Inzwischen ist aus der studentischen Initiative ein innovatives Seminarangebot geworden: Die Organisation übernehmen nicht mehr ein paar eingefleischte Fans in ihrer Freizeit, sondern Studierende während ihres Seminarprogramms. Das Lunatic-Festival steht inzwischen im Vorlesungsverzeichnis; wer sich einschreibt, ist mitverantwortlich für die Vorbereitung und lernt so das Projektmanagement am praktischen Beispiel.



Offenheit als Konzept: Ombudsmann Thies Reinck im Gespräch mit einer Studentin

Dreitagebart und dem lockeren Pullover; vor ein paar Jahren noch war er selbst Student an der Leuphana. Für seine Aufgabe ist das hilfreich: Organisatorisch ist er an das Präsidium angegliedert, aber zugleich braucht er das Vertrauen der Studierenden. Und das gewinnt er durch seinen jugendlichen Schwung problemlos. Wenn die Studierenden Ideen und Anregungen für gute Lehre haben oder wenn sie unzufrieden sind, ist er der erste Ansprechpartner. „Ich habe keine Allmachtsstellung, von der aus ich alle Probleme lösen könnte“, sagt er: „Aber ich kann bei der Vermittlung helfen und Missverständnisse aufklären.“ Gibt es Schwierigkeiten beim Wechsel von einer anderen Hochschule, vermittelt Thies Reinck ebenso wie bei Problemen in der Studienordnung und bei Ärger mit dem Dozenten, der seit Wochen die Hausarbeiten nicht korrigiert und auf alle Nachfragen nur abweisend reagiert. In der täglichen Arbeit baut er sich so ein Kontaktnetzwerk innerhalb und außerhalb der Hochschule auf, auf das er bei Schwierigkeiten schnell zugreifen kann.

Sein Ziel ist es, einen stetigen Informationsfluss quer durch die Universität in Gang zu bringen. Oft, hat er beobachtet, bringen die Studierenden innovative Ideen für gute Lehre mit. „Solche Impulse wollen wir einbinden, sonst würden wir viel Potenzial verschenken“, sagt Thies Reinck. Gleichzeitig sollen die Studierenden mehr über die Ziele des Präsidiums erfahren und über die Richtung, in die sich die Hochschule entwickelt. Die übliche Gremienstruktur, so der Ombudsmann, solle ergänzt werden, um mehr Freiräume zu schaffen. Einer dieser Freiräume war etwa der Workshop, zu dem er unlängst geladen hat: Präsidium, Studiendekane und Uni-Mitarbeiter setzten sich mit Fachschaftsvertretern zusammen, mit Abgesandten vom AstA und vom Studierendenparlament und einigen Studien-

anfängern – und in kleinen Gruppen haben sie ihre Ideen und Visionen ausgetauscht. Dass solche Aktionen zur Verbesserung der Lehre beitragen, davon ist Reinck überzeugt: Die Einladung zum Austausch mache allen deutlich, dass man sich gemeinsam für das Thema ins Zeug legen müsse.

Das ist auch die Motivation von Johanna Flügge. Sie ist für ihre Dissertation in Musikwissenschaft nach Lüneburg gekommen, und an ihren vorherigen Studienorten hat sie gemerkt, wie wichtig das persönliche Engagement der Lehrenden ist. Deshalb ist Flügge zur studentischen Jurorin geworden – einmal im Jahr vergibt die Universität ihren Lehrpreis an hervorragende Dozenten, die von ihren Kollegen, von Studierenden und Verwaltungsmitarbeitern gleichermaßen gekürt werden. „Ich finde es wichtig, dass wir diesen Preis haben“, sagt Johanna Flügge: „Da strampeln sich die Lehrenden für uns ab und denken sich was Neues aus, das sollten wir dann auch würdigen.“

Diese Würdigung ist durchaus ansteckend. Wenn sich die Jurymitglieder über die preiswürdigsten Konzepte austauschen, entstünden oft schon gleich wieder neue Ideen. Der Preis ist so zu einer Art Inkubator für gute Lehre geworden – und die Studierenden bringen wichtige Impulse ein. So wie Johanna Flügge kann jedes Jurymitglied persönliche Akzente setzen; das Raster für die Bewertung indes ist vorgegeben.

Verliehen werden die Lehrpreise zu einem symbolträchtigen Datum: Jährlich im Sommer findet der Dies Academicus statt, an dem die Ereignisse gespiegelt werden, die im zurückliegenden Jahr die Hochschule bewegt haben. Ein Höhepunkt ist stets die Verleihung des Lehrpreises. Zuletzt hat Johanna Flügge sogar die Laudatio gehalten. Wenn die Studierenden schon eine Stimme bekommen, sagt sie, dann müsse man sie auch erheben. ■

DIE GANZE UNI AUF EINEN KLICK

Wie andere Hochschulen auch, bemüht sich die Leuphana Universität um eine Digitalisierung des gesamten Campuslebens: myStudy heißt das Lüneburger Angebot, zu dem jeder Studierende automatisch Zugang bekommt. Im Intranet ist das gesamte Vorlesungsverzeichnis abgelegt; auf einer personalisierten Seite lässt sich so ein individueller Studienplan zusammenstellen. Die Anmeldung zu den Veranstaltungen läuft auch gleich über das Portal. Zu jedem Seminar findet sich online zudem das komplette Literaturverzeichnis und eine eingehendere Beschreibung der Inhalte. Um im Studienplan die Orientierung zu behalten, wird auch aufgelistet, welche Pflichtveranstaltungen schon absolviert sind und welche Scheine noch zum Studienabschluss fehlen. Selbst im studentischen Alltag ist myStudy hilfreich: Wer Interesse hat, kann sich Newsletter zu bestimmten Themenfeldern zusenden lassen – zu Kulturveranstaltungen etwa, zu Gastvorlesungen oder auch zur Hochschulentwicklung. Selbst die Anmeldung zur Sprechstunde eines Professors läuft über das Online-System; ein einziger Klick auf den Wunschtermin reicht dafür aus. Studierenden wie Lehrenden bleibt dank der elektronischen Hilfe mehr Zeit, sich auf ihre eigentlichen Aufgaben zu konzentrieren.



DIE EXPERTEN VON DER BASIS

Wird ein neuer Studiengang konzipiert, sind die Studierenden von Anfang an beteiligt. In den Akkreditierungs-Kommissionen prüfen sie die Konzepte mit kritischem Blick – eine Aufgabe, auf die sich die studentischen Gutachter akribisch vorbereiten

Am Abend wird Benedikt Waerder zum Hochschul-Präsidenten. Im legeren Pulli steht er da, die blonden Haare zu einem Pferdeschwanz gebunden, und erzählt der Kommission etwas über seinen liebsten Studiengang. „Creative Cooking“ heißt er, gerade soll er akkreditiert werden und die Gutachter sind gespannt auf Waerders Präsentation. Der Präsident ist bester Stimmung, gut gelaunt und jovial im Ton stellt er die geplanten Module vor und das didaktische Konzept.

Benedikt Waerders „kreatives Kochen“ ist für die meisten der Zuhörer der erste unmittelbare Kontakt mit einem Akkreditierungsverfahren. Eifrig machen sie Notizen und blättern die ellenlange Modulbeschreibung durch, die Waerder im Vorfeld verteilt hat. „Da bin ich mal gespannt“, sagt der Präsident grinsend, „ob sie alle Fehler und Probleme auch finden!“ Nach seiner Präsentation verwandelt er sich wieder zurück in den Chemie-Studenten, der er eigentlich ist. Zum Chef einer Hochschule wird er nur zu Übungszwecken, hier bei ihm sind die künftigen Mitglieder von echten Akkreditierungs-Kommissionen zum ersten Mal mit dem Ernstfall konfrontiert. Und der Studiengang ist natürlich frei erfunden: „Wir haben uns bewusst ein Beispiel fernab der Realität ausge-

dacht, damit alle Teilnehmer mit ihrem fachlichen Hintergrund gleich weit entfernt sind vom Thema“, sagt Benedikt Waerder.

Für ihn ist das Planspiel inzwischen Routine. Ein halbes Dutzend solcher Seminare hat er in den vergangenen Jahren absolviert, bei zahlreichen wirklichen Akkreditierungsverfahren saß er als Mitglied des Gutachterausschusses in den Anhörungen. Und Waerder ist Mitglied des so genannten studentischen Pools; darin organisieren sich alle Studierenden, die als Gutachter in Akkreditierungsverfahren entsandt werden. Voraussetzung ist, dass sie in Seminaren ihr Handwerkszeug lernen; mit Planspielen und theoretischen Lektionen bereiten sie sich auf ihre Aufgabe vor und beschäftigen sich mit den Hintergründen der Studiengangsplanung und der Hochschulentwicklung.

„Wir veranstalten unsere Seminare immer in anderen deutschen Hochschulstädten, damit die Teilnehmer eine möglichst kurze Anreise haben“, sagt Benedikt Waerder. Diesmal hat der studentische Pool nach Dortmund eingeladen: Mit Waerder zusammen leitet einer seiner Kollegen die Veranstaltung, zwei Hospitanten machen sich mit der Rolle der Gruppenleiter vertraut. Acht Teilnehmer sind gekommen, ein angehender Politologe ebenso wie künftige Erziehungswissenschaftler,

Für jedes Fach stellen die Studierenden eigene Experten. Mit den Professoren arbeiten sie in den Prüfungsverfahren auf Augenhöhe



Blick für die Details: In mehrtägigen Seminaren (Foto links) werden die künftigen Gutachter mit den Feinheiten der Akkreditierung vertraut gemacht

„Die Studienrealität ist für uns eben nicht nur ein Abstraktum, sondern eine tägliche Erfahrung. Und die bringen wir konstruktiv mit ein“

Maschinenbauer und Biologen. Gleich hinter dem Bahnhof haben sie sich für ein Wochenende in ein Kolpinghaus eingemietet, der Tagungsraum ist dunkel vertäfelt und an der Stirnseite hängt ein geschnittenes Bild, das muskelbepackte Arbeiter in ihrer Werkstatt zeigt.

Die Zeiten haben sich geändert. Heute wird in der rustikalen Umgebung Kopf- statt Handarbeit geleistet: Mit Powerpoint-Präsentationen erklären Waerder und seine Mitstreiter detailliert das System der Akkreditierung; in kleinen Gruppen tragen die Teilnehmer zusammen, was ihnen an Studiengängen besonders wichtig ist.

„Ich will, dass Bildung nicht zur Ware wird“, sagt etwa Maximilian Jacobi, der für das Seminar aus Passau angereist ist. Staatswissenschaften studiert er, und an den Akkreditierungsverfahren will er aus zwei Gründen teilnehmen: Zum einen möchte er künftige Studiengänge mitgestalten und sich so für gute Bedingungen einsetzen. „Und ich glaube, dass es für mich auch eine Möglichkeit ist, die Theorie aus dem Studium in die Praxis umzusetzen“, sagt er. Von einer guten rhetorischen Präsentation bis hin zur Gruppenarbeit kann er alles das in den Akkreditierungsverfahren erproben, was später auch in seiner Arbeit wichtig sein dürfte.

Die Seminare hält der studentische Pool für Teilnehmer aus allen Fachbereichen. Vermittelt werden vor allem die Grundlagen des Akkreditierungsverfahrens – die inhaltlichen Einblicke hingegen bringt jeder Studierende aus seinem Studium mit, denn eingesetzt werden die Gutachter

nur in Verfahren aus ihrem eigenen Fachgebiet.

„Die meisten Interessenten waren schon vorher an ihrer Universität engagiert und haben sich dann irgendwann gedacht, dass sie ja auch bei Akkreditierungen mitmachen könnten“, sagt Benedikt Waerder. Er ist selbst mit seiner Uni-Karriere typisch für die studentischen Gutachter: Zunächst engagierte er sich in der Chemie-Fachschaft seiner Universität, war irgendwann bei der bundesweiten Fachschaftstagung und hörte da von der Möglichkeit, auch die Akkreditierung mitzugestalten. Ein paar Jahre war er dann aktiv dabei; inzwischen ist er Promotionsstudent und schult nur noch in den aufwendigen Seminaren die nächste Generation studentischer Akkreditierungs-Experten. Die Interessenten kommen aus allen Fachbereichen, Nachwuchsmangel herrscht also nicht – aber der studentische Pool hat mit der Fluktuation zu kämpfen: Ein oder zwei Semester dauert allein die Vorbereitung auf das erste Akkreditierungsverfahren, und danach bleibt schon nicht mehr allzu viel Zeit bis zum Ende des Studiums. „Wir sind permanent damit beschäftigt, ausreichend Nachwuchs zu schulen“, sagt Benedikt Waerder.

An seine eigene Akkreditierungs-Premiere kann sich Waerder noch gut erinnern: An einer privaten Hochschule war es, zu bewerten hatte er einen neuen Studiengang in Chemie. „Am Anfang hatte ich wackelige Knie, weil ich nicht richtig wusste, was mich erwartet“, sagt er. Zwei Tage dauert ein Akkreditierungsverfahren üblicherweise, neben einer Präsentation der Hochschulleitung sind ge-



meinsame Konferenzen mit den Studierenden und den Fachverantwortlichen vorgesehen. Dazwischen ziehen sich die Gutachter immer wieder zur Diskussion zurück. „Ich habe gemerkt, wie wichtig es ist, dass man gut vorbereitet in ein solches Akkreditierungsverfahren geht“, sagt Benedikt Waerder. So könne man schon im Vorfeld die kritischen Punkte aufspüren – und habe gegenüber den Gesprächspartnern eine gute Position, wenn man sachkundig argumentiere. Mindestens ein langes Wochenende, sagt Waerder, müsse er sich vor jedem Verfahren in die Unterlagen vertiefen, die üblicherweise einen ganzen Aktenordner füllen.

In den vergangenen Jahren hat er sich so zu einem Akkreditierungs-Spezialisten entwickelt, der die Prozesse bis in die Details kennt. Und er hat seine Schwerpunkte, auf die er in den Verfahren achtet: „Mir ist zum Beispiel wichtig, dass die Studierenden eigene Wahlmöglichkeiten innerhalb des Curriculums haben“, sagt Waerder – wenn ein Naturwissenschaftler etwa zusätzlich Wissenschaftsethik belegen könne, halte er das für einen großen Pluspunkt. Und genau das sei ja letztlich der Sinn der studentischen Beteiligung an Akkreditierungsverfahren: Nicht um ein Alibi-Engagement gehe es, sondern um den spezifischen Blickwinkel der Studierenden. „Die Studienrealität ist für uns eben nicht nur ein Abstraktum, sondern eine tägliche Erfahrung“, sagt Waerder. Wenn es etwa um die Arbeitsbelastung gehe oder um die Reihenfolge von Inhalten im Curriculum, könnten er und seine Kommilitonen wertvolle Anstöße geben. Und dann

schmunzelt er: Bei fast jedem Akkreditierungsverfahren gebe es einen klassischen Satz, wenn es um die Arbeitsbelastung geht. „Aber ich bitte Sie“, sage dann der Professor, „die 40-Stunden-Woche können wir doch in unserem Fach nie im Leben erreichen!“ Dieser Satz sei quer durch alle Fachbereiche zu hören, von den Maschinenbauern bis zu den Anglisten. Benedikt Waerder: „Unsere Aufgabe ist es dann, deutlich zu machen: Doch, auch in diesem Fach gelten gewisse Grenzen!“

Um solche praktischen Fragen geht es auch auf dem studentischen Seminar in Dortmund. Am Abend, wenn Waerder in die Rolle des Hochschulpräsidenten mit seinem Fach Creative Cooking schlüpft und seine Kommilitonen die Gutachter-Posten unter sich aufteilen, probiert er die Aussage gleich auch. Er baut sich in dem Holzvertäfelten Saal auf und tönt: „Die 40 Stunden sind gerade bei Creative Cooking absolut illusorisch, das wissen Sie ja alle!“ Einige Fehler und Stolpersteine sind auch in die realistischen Modulhandbücher eingebaut, die er an die Gutachter verteilt. Ein paar Stunden vertiefen sich die angehenden Akkreditierungs-Experten in die Details und nehmen Waerder als Hochschulpräsidenten ins Kreuzverhör. Je kritischer die Fragen werden, desto zufriedener ist er. Wenn die Studierenden ihn löchern, zeige das schließlich, dass sein Seminar erfolgreich war: „Wir wollen zeigen, dass geplante Studiengänge manchmal verbessert werden können – und eben auch, wie man dafür die richtigen Ansatzpunkte findet!“

HINTERGRUND AKKREDITIERUNG

Seit der Umstellung auf Bachelor und Master werden viele Studiengänge an deutschen Hochschulen akkreditiert. Hinter dem Begriff verbirgt sich ein Verfahren, in dem sichergestellt wird, dass die geplanten Curricula auch tatsächlich gut funktionieren: Vermitteln die Veranstaltungen den Studierenden wirklich das nötige Fachwissen? Ist der Arbeitsaufwand für die Studierenden realistisch eingeschätzt? Sind die Prüfungen vernünftig verteilt? Das sind einige der Fragen, die im Zuge des Akkreditierungsverfahrens geklärt werden. Zu den Gutachtern, die sich die Planungen anschauen, gehören Lehrende von anderen Hochschulen, Vertreter der beruflichen Praxis – und eben Studierende. Die bereiten sich in speziellen Schulungen auf diese Aufgabe vor und werden dann im so genannten studentischen Pool geführt. Von dort werden sie in die Runde der Gutachter entsandt, wenn ein Verfahren ansteht. Sie sollen die Studentenschaft repräsentieren und das geplante Curriculum aus den Augen der künftigen Studierenden bewerten. Ihre Stimme ist dabei gleich gewichtet wie die der anderen Gutachter. Die Arbeit ist ehrenamtlich, gezahlt wird allenfalls eine Aufwandsentschädigung.





BLICKPUNKT

HOCHSCHULEN

Seit Jahrhunderten wird an den Hochschulen Wissen generiert, und ebenso lang wird es an die jeweils nächste Generation weitergegeben. Daran hat sich nichts geändert und daran wird sich auch nichts ändern.

Neu sind aber die Bedingungen, unter denen Lehre stattfindet: Es gibt immer mehr Studierende, das akkumulierte Wissen wird dank moderner Technologien immer besser zugänglich. Das stellt die Hochschulen vor neue Aufgaben. Sie müssen Bedingungen schaffen, unter denen gute Lehre möglich ist, sie müssen Anreize geben für motivierende Veranstaltungen – und sie können ungemein davon profitieren, wenn ihnen das gelingt. Gute Lehre ist zum Standortfaktor geworden.



„Exzellenz in Forschung und Lehre“: Professor Dr. Peter Gritzmann

MODELL MIT BREITENWIRKUNG

Punktuelle Veränderungen verpuffen schnell, weiß man an der TU München – und will deshalb das Thema Lehre auf allen Ebenen verankern. Eine innovative Berufungspolitik, spezialisierte Gremien und sogar eine neu gegründete Fakultät helfen dabei

Dass sie Körbe bekommen, daran sind die Münchner eigentlich nicht gewöhnt: Wenn die Technische Universität einen Professor beruft, sagt dieser in aller Regel zu, denn längst gehört die Hochschule in Sachen Forschung zu den ersten europäischen Adressen. Nun aber hat die TU eine klare Vorgabe: Sie beruft niemanden, der sich ganz der Forschung widmen möchte und ein Engagement in der Lehre kategorisch ausschließt. „Wir bekennen uns ausdrücklich zur Exzellenz in Forschung und Lehre, auch wenn daran im Einzelfall eine Berufung scheitert“, sagt Professor Dr. Peter Gritzmann.

In Gritzmanns Stimme klingt ein wenig Stolz mit, wenn er das erzählt. Der Mathematiker ist Vizepräsident für Studium und Lehre, und die neuen Richtlinien für die Berufung hat er federführend erkämpft: Wer nur forschen möchte, ist an der TU München nicht richtig – diese Botschaft soll sich nach seinem Willen schnell herumsprechen. Gerade in den Natur- und Ingenieurwissenschaften

ist es an vielen Hochschulen üblich, weltweit renommierte Forscher damit anzulocken, dass sie komplett von der Lehre entbunden sind. „Wer das als Bedingung stellt, hat bei uns keine Chance“, sagt Gritzmann.

Diese strikte Berufungspolitik ist Teil einer breit angelegten Initiative für die Lehre – nicht als Gegensatz zur Forschung, sondern als deren logische Fortsetzung. Eine Art neuen Wertekanon wolle die TU etablieren, nach dem schlechte Lehre geächtet sei, erläutert der Vizepräsident, immerhin selbst Max-Planck-Forschungspreisträger. Sämtliche Motivationssysteme für die Lehrenden richtet die Universität deshalb in die Breite aus: „Wenn wir einen Nobelpreisträger berufen, strahlt dessen exzellente Forschung auf die ganze Fakultät aus. Von einem einzelnen herausragenden Lehrenden profitieren aber nur die Studierenden, die in seiner Veranstaltung sitzen“, sagt Peter Gritzmann. Deshalb wolle man flächendeckend an der Lehre arbeiten. Dieser Ansatz spiegelt sich beispielhaft im hochschul-

GRUNDLAGEN ALS STUDIENFACH

Mit ihrem *studium naturale* hat die TU München ein klassisches Generalistenstudium im Bereich der Naturwissenschaften entworfen. Angelegt ist es als zwei Semester dauerndes Vorstudium, für das sich Interessenten vor ihrem eigentlichen Bachelorstudium einschreiben können. Zielgruppe für das *studium naturale* sind angehende Studierende, die sich angesichts der Vielzahl von naturwissenschaftlichen Studiengängen erst einmal orientieren wollen. Manche der Teilnehmer kommen von humanistischen oder musischen Gymnasien und möchten ihre Grundlagen vor der Aufnahme des eigentlichen Studiums erweitern. Bewerbungsvoraussetzung ist eine Hochschulzugangsberechtigung mit einem Notendurchschnitt von 2,5 oder besser. Die Teilnehmer am *studium naturale* sind als vollwertige Studierende eingeschrieben und können somit auch BAföG beantragen.

Als „breite, fachlich verknüpfte Grundlagenausbildung“ sieht die TU ihr neues Angebot. Sämtliche Seminare sind speziell für das *studium naturale* konzipiert worden; die Inhalte verteilen sich auf fünf Module: In jeweils einem Modul geht es um Mathematik, Physik und Chemie/Biologie, ein Modul ist als eine Art Propädeutikum den überfachlichen Grundlagen gewidmet. Das fünfte Modul bietet die Möglichkeit, selbst gewählte Veranstaltungen aus dem gesamten Studienangebot der TU zu besuchen und so nach eigener Neigung beispielsweise in die Ingenieurwissenschaften hineinzuschnuppern. In ihrem nachfolgenden Bachelorstudium können die Teilnehmern ihre Leistungen aus dem *studium naturale* sogar angerechnet werden.

Die TU will durch die grundlegende Vorbereitung auch einen Beitrag zu sinkenden Abbrecherquoten leisten. Mittelfristig soll das Programm 100 Plätze umfassen; im ersten Durchgang fanden sich ohne weitere Werbung bereits 25 Teilnehmer. Derzeit wird überlegt, ein ähnliches Vorstudium gezielt für die Ingenieurwissenschaften aufzulegen.



Foto: Uli Benz

1



Foto: Uli Benz

2



Foto: Heidegott

3



Foto: Albert Schanger

4

- 1 *Hand anlegen gewünscht: Praktische Übungen gehören vom ersten Semester an zum Studium*
- 2 *Beim Grundpraktikum lernen die Studierenden die Arbeit im Labor*
- 3 *Höhere Mathematik in der Praxis: Tutorium für Bauingenieure*
- 4 *Die Skulptur von Fritz Koenig im Innenhof ist zum Wahrzeichen der TU München geworden*

Innovatives „Frei- semester für die Lehre“: Ein halbes Jahr Zeit für die Dozenten, um eine ausgereifte Lehrveranstaltung zu konzipieren

eigenen Ernst-Otto-Fischer-Lehrpreis wider: Er richtet sich gezielt an Post-Docs, die noch am Anfang ihrer Karriere stehen. Für sie ist eine solche Auszeichnung lebenslaufwirksam, und sie werden von Anfang an auf das Thema gute Lehre geeicht. Prämiert wird überdies wegen der schwierigen Vergleichbarkeit der vielfältigen Ansätze guter Lehre keine einzelne Veranstaltung, sondern ein besonders innovatives Konzept. Damit mache man deutlich, dass Lehre keine Sache ausschließlich für Charismatiker sei, sondern dass jeder Dozent darin brillieren könne.

Um neue Ideen zu entwickeln, können sich die Lehrenden viel Zeit nehmen: Die TU hat ein „Freisemester für die Lehre“ eingeführt – ein halbes Jahr, in dem die Dozenten auf ihren Antrag hin nicht lehren, um in aller Ruhe eine ausgereifte, neu durchdachte Lehrveranstaltung auszuarbeiten. Im folgenden Semester wenden sie dieses Konzept dann in der Praxis an, feilen an den Details – und stellen schließlich, in einem dritten Schritt, ein Skript zusammen, das als Buch erscheinen und die Kollegen für ihre eigenen Veranstaltungen inspirieren kann.

Wertvolle Impulse bekommt die Universität inzwischen auch aus den Berufungsverfahren für Professoren: Bewerber werden gefragt, was sie hypothetisch mit einer Millionen Euro machen würden, wenn das Geld zweckgebunden für die Lehre verwendet werden müsse. „Die meisten stutzen erst einmal“, sagt Vizepräsident Peter Gritzmann, „aber wenn sie sich Gedanken gemacht haben, kommen sie auf tolle Ideen, mit denen sie unseren eigenen Überlegungen neue Impulse geben.“ Ein Ergebnis dieses Brainstormings ist beispielsweise die Mentoren-Sprechstunde in Elektrotechnik:

Wer dort bei der Hauptvorlesung Schwierigkeiten mit der Mathematik hat, findet zu festen Zeiten in einem eigens eingerichteten Büro einen Ansprechpartner, der bei der Lösung hilft und unklare Inhalte wiederholt. Solche vermeintlich kleinen Verbesserungen sind an der TU inzwischen allenthalben zu finden.

Die Lehroffensive hat sich auch in den Strukturen der Hochschule niedergeschlagen. So gibt es neuerdings einen eigenen „Vorstand Lehre“; ein kleines Gremium, in dem ein Studierender, ein wissenschaftlicher Mitarbeiter und drei Studiendekane mit dem Vizepräsidenten über mögliche Neuerungen debattieren. Als Ideengeber sieht Gritzmann diese Gruppe, die ihre Vorschläge dann zur Ausarbeitung an die zuständigen Fachabteilungen weiterleitet. Wird eine Idee schließlich im Rektorat beschlossen, wandert sie zum ebenfalls neu geschaffenen Parlament für die Lehre, in dem neben Studierenden auch alle Studiendekane der Universität sitzen. So ist sichergestellt, dass die Kommunikation quer durch die Hierarchien und Fachbereiche gut funktioniert.

„Im bayerischen Hochschulgesetz sind eigentlich weder Lehr-Parlament noch Vorstand Lehre vorgesehen“, sagt Peter Gritzmann – „aber wir finden, dass eine sinnvolle strukturelle Änderung zunächst auch rein pragmatisch umgesetzt und erst später legislativ verankert werden kann.“ Das Ergebnis: Zur Zeit verfügen die Gremien lediglich über eine beratende Stimme und eben nicht über eine rechtliche Handhabe. Derer bedürfe es aber eigentlich auch gar nicht, findet Vizepräsident Gritzmann: „Inzwischen ist allen klar, welchen Stellenwert das Thema Lehre hat. Da müssen wir niemanden mehr überzeugen!“

NEUE WEGE FÜR ANGEHENDE LEHRER

Mit der Gründung einer eigenständigen Fakultät hat die TU München auf die gestiegenen Anforderungen an mathematisch-naturwissenschaftliche Lehrer reagiert: In der School of Education wird die Lehrerbildung gebündelt organisiert. Statt sich nach ihren künftigen Unterrichtsfächern an den jeweiligen Fakultäten einzuschreiben, haben die derzeit etwa 1.000 angehenden Lehrer jetzt in dieser übergreifenden Einrichtung ihre akademische Heimat. „Die Lehre in Pädagogik, pädagogischer Psychologie und Fachdidaktik ist hier bei uns angesiedelt“, erläutert Professorin Dr. Kristina Reiss, die Prodekanin der School of Education. Die fachlichen Inhalte werden nach wie vor an den jeweiligen Fakultäten vermittelt – aber die Richtlinien- und Weisungskompetenz liegt bei der neuen Einrichtung. So ist sichergestellt, dass die komplett neuen, auf die veränderten Bedürfnisse abgestimmten Curricula auch bestmöglich ineinander greifen. Wichtig ist dabei eine enge Zusammenarbeit. Kristina Reiss, selbst Mathematikdidaktikerin, erläutert das an einem Beispiel aus ihrem Bereich: Wenn ein Mathe-Student eine Fachvorlesung hört, stellt der Professor dort seine Tafelanschriften ins Internet. Reiss kann so ihre fachdidaktische Veranstaltung in der gleichen Woche exakt auf die Inhalte abstimmen – und stellt ihrem Kollegen wiederum ihre Anschriften zur Verfügung. Die Wirkung, so scheint es, lässt nicht lange auf sich warten: „Mir hat neulich ein Erstsemesterstudent wörtlich gesagt, er fühle sich pudelwohl in der Mathematik“, sagt Kristina Reiss und staunt. „So etwas habe ich in meiner Karriere vorher noch nie gehört!“



Foto: Ralf Schuster (Multimedia-Zentrum, 2010)



Experimentelle Lehre: Im so genannten Scherversuch messen die Studierenden die Belastbarkeit von Werkstoffen

NEUE CHANCEN DURCH KOOPERATION



Die TU Cottbus und die Hochschule Lausitz arbeiten in zwei innovativen Studiengängen für angehende Bauingenieure eng zusammen. Das Kooperationsprojekt startet im Wintersemester – und schon jetzt zeigt das Beispiel: Wer Berührungsängste überwindet, kann viel gewinnen

Dass sie ein komplett neues Studienmodell entwickeln würden, hätten die Cottbusser am Anfang selbst nicht geglaubt: Seit Jahren schon regte das Ministerium immer wieder an, dass die Brandenburgische Technische Universität in Cottbus (BTU) und die benachbarte Hochschule Lausitz mit ihren Studiengängen im Bauingenieurwesen enger zusammenarbeiten sollen. Richtig anfreunden konnte sich an den betroffenen Hochschulen zunächst niemand mit dem Gedanken. „Aber dann haben wir gemerkt: Für uns steckt darin nicht nur viel Arbeit, sondern auch eine gewaltige Chance“, sagt Professor Dr. Werner Lorenz von der BTU.

Wenn Lorenz heute mit seinem Kollegen Professor Dr. Claus König von der Hochschule Lausitz zusammensitzt, herrscht beste Stimmung. Das gemeinsame Projekt schweißt auch persönlich zusammen, das haben die erfahrenen Lehrenden schnell gemerkt. Und dass die Studierenden davon profitieren, wenn die Hochschulen ihr Know-How kombinieren, hat sich inzwischen ebenfalls gezeigt. Die Cottbusser Zusammenarbeit wird somit zum Lehrstück darüber, wie sich Fachhochschulen und Universitäten neue Potenziale erschließen können, wenn sie ihre anfänglichen Berührungsängste überwinden.

Was die Cottbusser planen, ist ein Experiment mit Seltenheitswert: Die BTU bietet weiter ihren Bachelor of Science an, die Hochschule Lausitz bleibt beim Bachelor of Engineering. Die beiden Studiengänge werden aber so miteinander verzahnt, dass Teile der Lehre gemeinsam stattfinden. „Die spezifischen Schwerpunkte einer FH- und einer Universitätsausbildung bleiben dabei bestehen“, sagt Claus König von der Hochschule Lausitz: Der Absolvent der TU wird auch künftig starke Fähigkeiten im konstruktiven Ingenieurbau haben; die Tragwerksplanung und

Praxis ab dem ersten Semester: Die angehenden Bauingenieure bekommen „ihr“ Gebäude, das sie vom Tragwerk bis zu den Werkstoffen untersuchen

DAS DAVID-GILLY- INSTITUT

Als Brücke zwischen der Brandenburgischen Technischen Universität und der Hochschule Lausitz soll das David-Gilly-Institut fungieren. Die Lehre für die neu konzipierten Studiengänge wird dort zentral organisiert, um die Synergieeffekte zwischen beiden Hochschulen optimal zu nutzen. Solche gemeinschaftlichen wissenschaftlichen Einrichtungen sind im brandenburgischen Hochschulgesetz ausdrücklich vorgesehen. An das David-Gilly-Institut haben die Präsidien beider beteiligter Hochschulen die Aufgabe übertragen, die Lehre im Bereich der Bauingenieurs-Studiengänge umzusetzen.

Benannt ist das Institut nach dem Architekten David Gilly (1748-1808), dessen hugenottische Familie in Preußen Zuflucht gefunden hatte. Er zeichnete für zahlreiche spektakuläre Gebäude verantwortlich und war Mitbegründer der Berliner Bauakademie. „Er steht für die Verknüpfung von Theorie und Praxis“, erläutert Professor Werner Lorenz, „und damit genau für das Prinzip, an dem wir uns hier in Cottbus orientieren.“

die mathematischen Modelle spielen also weiterhin eine große Rolle im Studium, ebenso wie die Forschung zu Baustoffen. Die FH-Absolventen hingegen behalten ihren infrastrukturellen Schwerpunkt – wie schon bislang werden sie auch künftig Experten für den Verkehrsbau, das Wasserwesen und für den Baubetrieb sein. „Aber auf dem Weg dahin gibt es viele Grundlagen, die in beiden Bauingenieurs-Studiengängen gleichermaßen wichtig sind, und die werden wir künftig gemeinsam unterrichten“, sagt Claus König. Etwa 30 Prozent der Veranstaltungen, so ist die Planung, werden nach dem neuen Modell zusammen gelehrt.

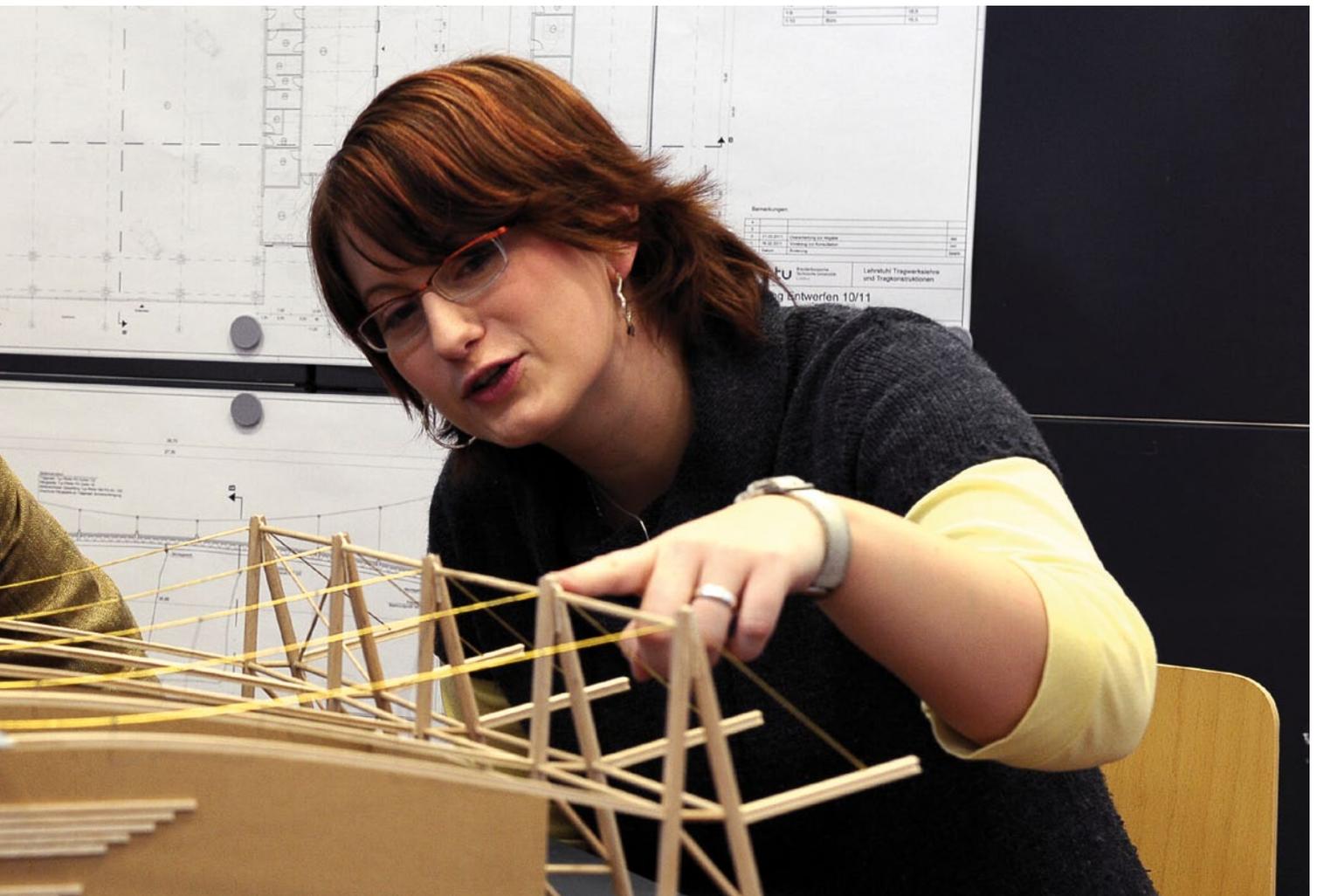
Zu den Gewinnern der Zusammenarbeit gehören in erster Linie die Studierenden: Sie behalten die individuelle Spezialisierung, gewinnen aber zugleich eine bemerkenswerte Flexibilität hinzu. Die beiden Studiengänge sind so eng verzahnt, dass die Hochschulen ein so genanntes X-Modell entwickelt haben. Noch in der Bachelor-Phase ist damit ein Wechsel von der TU zur FH möglich und umgekehrt. „Die Studieneingangsphase unterscheidet sich, in der Mitte werden die Inhalte dann zusammengeführt“, erläutert Werner Lorenz – „und wer dabei merkt, dass ihm ein anderer Schwerpunkt besser liegt, der kann an dieser Stelle problemlos wechseln.“ Einige Semester vor dem Abschluss unterscheiden sich die Studieninhalte dann wieder stärker, so dass das eigenständige Profil der beiden Abschlüsse erhalten bleibt.

Die Vorteile des Cottbusser X-Modells liegen auf der Hand: Die Abbrecherquoten, so versprechen es sich die Initiatoren, dürften wegen der Möglichkeit zum Studiengangs-Wechsel rapide sinken. „Bislang wissen viele im ersten Semester noch gar nicht so genau, in welche Richtung sie überhaupt wollen“, sagt Claus König. Und sobald sie es dann wissen, können sie künftig noch rechtzeitig umschwenken. Ein anderer Vorteil liegt in der Durchlässigkeit des Studiums: In den FH-Studiengang schreiben sich bislang zu 70 Prozent Studierende ein, die vorher als Handwerksgehilfen oder -meister praktische Erfahrungen in der Baubranche gesammelt haben. Für sie wird der Übergang von der FH zur Universität viel leichter möglich als in den traditionellen Strukturen. Ergänzt wird das neue Konzept durch eine breit angelegte Initiative für die gute Lehre. Das Curriculum ist als konsequentes Projektstudium ausgelegt, bei dem die Studierenden unmittelbar in der Praxis Fähigkeiten erlernen und weiterentwickeln können. Die BTU hat mit einem solchen Ansatz schon seit einigen Jahren Erfahrungen gemacht; auf das gesammelte Wissen können jetzt die neuen Studiengänge aufbauen. „Gleich in der zweiten Studien-



Foto: Sebastian Rau (Multimedia-Zentrum, 2011)

woche gehen wir raus aus dem Hörsaal“, sagt Werner Lorenz. Die BTU arbeitet dafür eng mit einem örtlichen Wohnbau-Unternehmen zusammen, das leerstehende Gebäude für die angehenden Ingenieure öffnet. „Da haben wir zum Beispiel ein 50 Jahre altes Mehrfamilienhaus, das für die Studierenden ein Semester lang zu ‚ihrem‘ Gebäude wird“, erklärt Lorenz. Zunächst erfassen sie die Strukturen des Hauses; zurück im Hörsaal, identifizieren sie dann das Tragwerk. Darauf bauen die nächsten Inhalte auf: Um die Modellbildung geht es, um die zeichnerische Darstellung und um die Grundlagen der Mechanik. Mit diesem theoretischen Hintergrund gehen die Studierenden dann einige Wochen später wieder zurück ins Haus, diesmal ausgestattet mit Endoskopen und Bewehrungs-Suchgeräten. So setzt sich Stück für Stück das theoretische und praktische Handwerkzeug der Bauingenieure zusammen. Im dritten Semester etwa entwerfen die Studierenden ein Tragwerk für eine Halle. Das wird dann für den Einsatz von verschiedenen Werkstoffen ausgelegt – „so verknüpfen wir in einer Aufgabe das Wissen aus vier oder fünf Fachgebieten“, sagt Werner Lorenz. Für die Master-Arbeiten sind seine Studierenden sogar regelmäßig in der Eremitage in St. Petersburg, wo sie Untersuchungen im Rahmen eines DFG-Pro-



jekts vornehmen. In dieser Intensität, so heißt es in Cottbus, ist das projektbasierte Lernen im Bauingenieurwesen bundesweit einzigartig.

Organisatorisch bringt die gemeinsame Konzeption der Studiengänge einige Veränderungen mit sich. Die zeigen sich besonders in der Zuordnung der Professuren: Wo es bislang etwa für Massivbau noch jeweils einen Professor an FH und Universität gab, wird dieses Gebiet künftig komplett an der BTU zusammengeführt. Der Bereich der Verkehrsprofessuren hingegen wird an der FH konzentriert sein. Bei anderen Feldern bleiben beide Professuren bestehen, allerdings in einer schärferen inhaltlichen Konturierung – so etwa beim Grundbau, der an der FH künftig praktisch gelehrt wird, während die Universität sich auf Spezialgebiete innerhalb dieser Disziplin wie etwa die Geotechnik konzentriert.

Dass es bei der Entwicklung des gemeinsamen Studiengangs bei aller Aufbruchstimmung auch einige Anlaufschwierigkeiten gab, daraus machen Lorenz und König keinen Hehl. „Sie dürfen nicht vergessen, dass wir hier zwei akademische Kulturen zusammenführen“, sagt Claus König mit Blick auf die Universitäts- und die FH-Professoren: „Da gab es anfangs schon die eine oder andere Mentalitätsschwierigkeit.“ Manche Kollegen von der Universi-

tät fürchteten anfangs, dass die Kooperation für sie ein Downgrading bedeute, während die Professoren von der FH um die eigenständige Identität fürchteten. Nach den ersten Kontakten und ausführlichen Gesprächen sind viele dieser Sorgen inzwischen der Neugier gewichen. Was bleibt, ist vor allem ein organisatorisches Problem: Während die FH-Professoren eine Lehrverpflichtung von 18 Stunden pro Woche haben, müssen ihre Kollegen von der Universität nur acht Stunden lehren – und dieser Unterschied ist bei einem gemeinsamen Studiengang schwer zu erklären. Die von den Professoren angestrebte Kompromisslösung mit 12 Lehrstunden ist bislang nicht genehmigt worden.

Zum Wintersemester 2011/2012 werden sich die ersten Interessenten für die neuen Studiengänge einschreiben. 100 Plätze stehen insgesamt zur Verfügung, in Cottbus rechnet man dank der innovativen Struktur mit Bewerbern aus dem ganzen Bundesgebiet. Die Chancen dafür stehen nicht schlecht, denn im CHE-Ranking etwa haben beide beteiligten Hochschulen dank ihres Engagements für die gute Lehre jüngst ausgezeichnete Plätze belegt. Claus König und Werner Lorenz sind sich sicher, dass sich ihre Mühe auszahlen wird: „Wir haben hier etwas entwickelt, das wirklich innovativ ist.“

*Das wird mal ein Autohaus:
Angehende Bauingenieure üben
sich in der Modellbildung*

**Unterschiedliche
Schwerpunkte, aber
ein gemeinsames
Ziel: Die angehenden
Bauingenieure profi-
tieren von dem engen
Austausch**



FREIRÄUME DANK PROFESSIONALISIERUNG

In ihrem Konzept für gute Lehre räumt die Universität Hamburg den einzelnen Fachbereichen große Freiheiten ein, wie es das dortige Hochschulgesetz verlangt. Verordnungen „von oben“ gibt es deshalb kaum – aber Unterstützung: zum Beispiel durch eine effizientere Verwaltung

Dass sich etwas ändern müsste, ahnten die Rechtswissenschaftler an der Universität Hamburg spätestens im Jahr 2006, als die Studienbeiträge eingeführt wurden: „Zur Verbesserung der Lehre“ sollten sie eingesetzt werden, das war – wie in den anderen Bundesländern auch – die Maßgabe aus der Politik. Aber was will man daran eigentlich verbessern? „Es schwirrten auf einmal so viele Ideen durch die Fakultät, dass wir uns gesagt haben: Das müssen wir nutzen“, sagt Maija Siepelmeyer, Mitarbeiterin im Studienmanagement der Juristen.

Was die Hamburger aus diesem ersten Impuls gemacht haben, ist bundesweit einmalig: Einen „Think Tank Lehre“ haben sie gegründet, in dem sämtliche Vorschläge und Ansätze zusammenfließen. „Alle zwei bis drei Wochen sitzen wir zusammen und diskutieren“, sagt Siepelmeyer. Sie selbst ist Koordinatorin des Think Tanks, sie bereitet die Sitzungen vor und moderiert die Debatten. „Das soll für die anderen Beteiligten den Arbeitsaufwand möglichst gering halten“, sagt sie – denn am Tisch sitzen Vertreter aller Akteure in der Fakultät, vielbeschäftigte Professoren ebenso wie Studierende und Verwaltungsmitarbeiter. Die Aufgabe der neunköpfigen Gruppe ist klar umrissen: Sie soll die Ideen zum Thema gute Lehre sondieren und besonders vielversprechende Vorschläge bis in die Details ausarbeiten. Am Ende kommen fertige Beschlussvorlagen

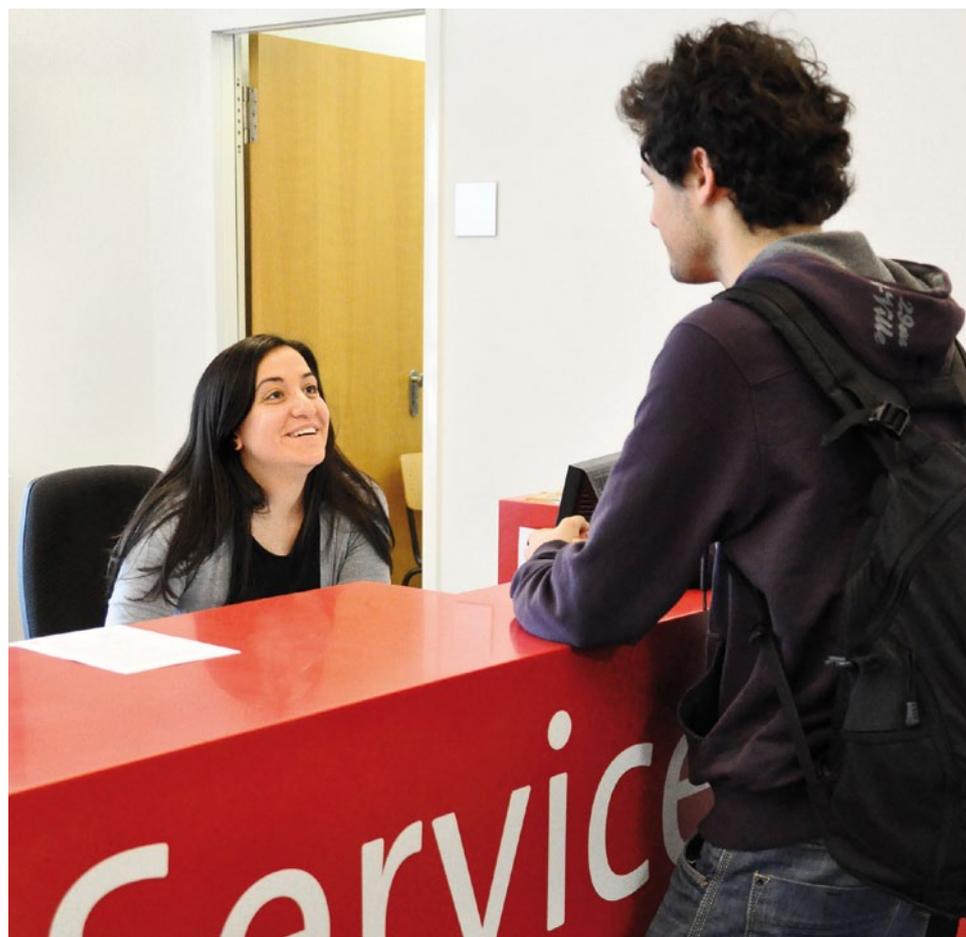




Ein Rahmen für gute Ideen: In einem Think Tank hat die Fakultät für Rechtswissenschaft das Thema Lehre institutionalisiert



*Kurze Wege:
Das CampusCenter der Universität Hamburg ist zentrale Anlaufstelle für die Studierenden*



Fotos 64-65: UHH/Schell

Freiwilligkeit als oberstes Prinzip: Das Präsidium bietet Unterstützung und konkrete Ideen an. Ob es auch umgesetzt wird, kann jede Fakultät eigenständig entscheiden. So bleibt Raum für die verschiedenen Fachkulturen

für Initiativen zur guten Lehre heraus, in denen die Perspektiven von Studierenden und Lehrenden gleichermaßen berücksichtigt sind. Siepelmeyer: „Selbst beschließen können wir nichts, wir sind ein bloß beratendes Gremium des Dekanats.“ Dort allerdings hört man gerne auf die Anregungen des Think Tanks. Eine ganze Reihe von Ideen ist so schon umgesetzt worden: So haben die Juristen etwa ihren Examenskurs erweitert, der gezielt den kommerziellen Repetitorien Konkurrenz machen soll und zugleich enger die juristische Praxis mit der Wissenschaft verknüpft. Und es gibt ein so genanntes Verzahnungsprojekt, in dessen Rahmen die Großvorlesungen mit den begleitenden Arbeitsgruppen besser abgestimmt werden. So sollen die theoretische Stoffvermittlung und die Bearbeitung juristische Fallbeispiele gut aufeinander aufbauen – ein Ansinnen, das sich zuvor wegen der schieren Größe der juristischen Fakultät als schwierig erwiesen hat. „Wir haben etliche gute Initiativen bei uns an der Universität“, sagt Professor Dr. Holger Fischer: „Das zu sehen macht einfach Freude!“ Fischer ist Vizepräsident für Studium und Lehre der Universität Hamburg, sein Büro hat er in dem Hauptgebäude unweit des Dammtor-Bahnhofs. Von seinem Fenster schaut er auf den Campus, hinter den Uni-Gebäuden erstrecken sich die stuckverzierten Fassaden eines hanseatisch-bürgerlichen Wohnviertels. Hol-

ger Fischer, selbst habilitierter Finnougrist, ist an der Universität einer der Vorkämpfer für die Reform von Studium und Lehre. Ganz einfach ist sein Posten nicht: Das Hamburger Hochschulgesetz ist relativ strikt, in ihm wird der Einfluss des Präsidiums auf die einzelnen Fakultäten bewusst klein gehalten. Einen allgemein verbindlichen Masterplan für die Lehre kann es deshalb rein organisatorisch kaum geben, es fehlt an Durchsetzungsmöglichkeiten. „Wir haben für unsere Aufgabe nur das Wort“, sagt Holger Fischer. Und ein ehrgeiziges Ziel, das es in den nächsten Jahren zu erreichen gilt: 70 Prozent der Studienanfänger sollen erfolgreich ihren Abschluss machen, quer durch sämtliche Fachbereiche soll diese Quote gelten. Derzeit liegt sie dem Vernehmen nach bei rund 60 Prozent. Über eine gute Lehre, so ist das Kalkül von Vizepräsident Fischer, lässt sich der Studienerfolg deutlich erhöhen. Dazu setzt er vor allem auf organisatorische Verbesserungen. „Wir haben uns auch personell wesentlich besser aufgestellt“, sagt Fischer. Die frühere Rechtsstelle etwa hat er zu einem starken Qualitätsmanagement umgerüstet, das bei der Entwicklung und Akkreditierung neuer Studiengänge berät. Auch eine Expertengruppe für die Evaluation der Lehrveranstaltungen hat sich gebildet. „Wir wollen eine sinnvolle Evaluation und nicht in jedem Seminar einmal pro Semester einen Fragebogen austeilen“, sagt Fischer. Ihm gehe es weniger um die Frage, ob



EIN STUDIENGANG FÜR DIE GUTE LEHRE

Mit ihrem postgradualen Master of Higher Education bietet die Universität Hamburg nach eigenen Angaben den ersten hochschuldidaktischen Studiengang dieser Art in Deutschland an. Er ist als Zusatzqualifikation für Wissenschaftler konzipiert; in dem Studiengang geht es um eine Professionalisierung der Lehrtätigkeit an Hochschulen und Institutionen der Weiterbildung, berücksichtigt sind auch das Lernen und Lehren mit digitalen Medien. Es sind vor allem Mitarbeiter des Mittelbaus der Hamburger Universität, die sich für den Zusatz-Master einschreiben und sich so auf ihre Lehrverpflichtungen vorzubereiten. Und dass der Studiengang Früchte trägt, zeigt eine erste Zwischenbilanz: Viele Träger des hochschulinternen Lehrpreises sind aus dem Higher-Education-Master hervorgegangen.

jede einzelne Grafik aus der Vorlesung brillant sei, als vielmehr um einen sinnvollen Aufbau der Studiengänge. Wie die Lehrveranstaltungen innerhalb der Module und die Module selbst aufeinander bezogen seien, welche Querverbindungen und Wahlmöglichkeiten es gibt – das sind Fragen, die er von zentraler Stelle aus bewerten möchte. Die Details der Ausgestaltung sollen bei den Fakultäten liegen; auch diese klare Trennung der Zuständigkeiten hängt eng mit dem Hamburger Hochschulgesetz zusammen.

So autonom die Fakultäten auch sind, so groß ist die Unterstützung in organisatorischer Hinsicht, die vom Präsidium angeboten wird. Dahinter steckt die Bemühung um eine weitgehende Professionalisierung der Universität: Die Lehrenden sollen wieder mehr Zeit für ihre eigentliche Aufgabe haben und von den Verwaltungspflichten möglichst befreit werden. Deshalb gibt es an jeder Fakultät inzwischen ein Studiendekanat, das mit hauptamtlichen Kräften besetzt ist; die Studienbüros, die organisatorische Planung der Lehrveranstaltungen, die Prüfungsverwaltung und die Studien-Fachberatungen sind dort angesiedelt und entlasten die Lehrenden. Christoph Heumann sitzt in einem der Büros, die im Bemühen für eine bessere Lehre überhaupt erst entstanden sind. Die Fenster sind bodentief, draußen fließt der Verkehr auf einer von Hamburgs Durchgangsstraßen vorbei. Es ist die neu geschaffene Abteilung für Studium und Lehre, in der Heumann

arbeitet. „Bei uns ist es Universitätskultur, dass wir nicht mit quantitativen Vorgaben kommen, sondern dass jeder seine Freiheiten behält“, sagt er. „Wenn wir die Leute zu etwas zwingen würden, entstünden ohnehin nur potemkinsche Dörfer, mit denen man die offiziellen Vorgaben erfüllen will.“ Ziel der Abteilung sei es, ein Gesamtpaket zur Verfügung zu stellen von der Begleitung einer Akkreditierung bis hin zu einer Evaluation der Lehrveranstaltungen. „Die Entscheidung, ob man diese Dienste in Anspruch nimmt, muss aber letztlich jeder Fachbereich für sich treffen.“ Mit ihrem Konzept der Freiwilligkeit hat die Hamburger Universität offenkundig einen Nerv getroffen. Dass sich die Lehre mit organisatorischen Vereinfachungen, mit einer Professionalisierung der Verwaltung und dem Anspornen der eigenen Kreativität in den Fachbereichen verbessern lässt, löst den vermeintlichen Widerspruch zwischen akademischer Freiheit und universitärer Profilbildung auf, davon ist Vizepräsident Holger Fischer überzeugt: Die Forscher können nach wie vor ihre eigenen Schwerpunkte setzen und trotzdem ziehen alle an der Universität in Sachen guter Lehre an einem Strang. Manchmal staunt Fischer selbst über den Fortschritt, der mit dieser Strategie seit seinem Amtsantritt im Jahr 2003 allenthalben an der Universität entstanden ist: „Dass ein solcher Wandel entsteht, habe ich mir damals beim besten Willen nicht vorstellen können!“



Von der Basisqualifikation bis zum Senior Level: Das HDZ schneidet sein Angebot auf die unterschiedlichen Zielgruppen passgenau zu



Fotos 66-67: HDZ Baden-Württemberg

DIE VERNETZTEN

In der Hochschuldidaktik geht Baden-Württemberg einen beispiellosen Weg: Alle Universitäten des Landes haben sich zusammengeschlossen – und bieten so vielfältige Seminare an, wie es für eine einzelne Universität kaum zu schaffen wäre

EIN NETZWERK IN ZEITEN DER PROFILBILDUNG

Die Grundfrage haben sich die Baden-Württemberger schon selbst gestellt: Welchen Stellenwert hat eigentlich ein hochschulübergreifendes Netzwerk, wo doch jede Universität versucht, ihr eigenes und unverwechselbares Profil zu prägen? Sind da nicht gemeinsame Einrichtungen wie das HDZ anachronistisch oder vielleicht sogar kontraproduktiv? „Die Kooperation wird nicht gerade einfacher, wenn alle Beteiligten ihren Blick auf den verschärften Wettbewerb rich-

Fortsetzung auf Seite 67 ▶

Das Netz, das sich über Baden-Württemberg legt, ist eng geknüpft: An jeder der neun Universitäten des Bundeslandes hat das Hochschuldidaktik-Zentrum (HDZ) eine Niederlassung, von Konstanz bis Mannheim bieten die erfahrenen Mitarbeiterinnen den Lehrenden ihre Unterstützung an. Während die Fachhochschulen schon in vielen Bundesländern die Stärken eines Verbundes entdeckt haben, ist das HDZ das einzige Netzwerk, in dem alle Universitäten eines Bundeslandes Mitglied sind. Umso bemerkenswerter ist die Geschichte des HDZ: Als es 2001 gegründet wurde, spielte das Thema der guten Lehre bundesweit in der hochschulpolitischen Diskussion noch keine entscheidende Rolle. Mit dem Zentrum sind das baden-württembergische Wissenschaftsministerium und die Universitäten als gemeinsame Initiatoren in eine Lücke gestoßen. Man wollte die Zahl der Abbrecher verringern und vor allem die Langzeitstudierenden besser begleiten. „Die Frage war, warum die so lange an der Universität brauchen“, erinnert sich Regine Richter, Hochschulpädagogin in Tübingen und Sprecherin

des HDZ. „Und da wurde nicht einfach alles den Studierenden in die Schuhe geschoben, sondern man fragte durchaus selbstkritisch, wie sich die Bedingungen verbessern ließen.“ Das Konzept, das damals erprobt wurde, ist in seinen Grundzügen bis heute unverändert geblieben. An jeder Universität gibt es mindestens eine halbe Stelle für einen Hochschuldidaktiker; die Expertinnen – es sind derzeit ausschließlich Frauen – sind untereinander eng vernetzt. Gemeinsam stellen sie ein Weiterbildungsprogramm auf die Beine, die Seminare finden an den beteiligten Hochschulen statt und stehen allen Lehrenden der Landesuniversitäten offen. Und gewissermaßen als Königsdisziplin können die Lehrenden das so genannte Baden-Württemberg-Zertifikat erlangen – in einer Kombination aus Workshops, Praxisberatungen, Lehrhospitationen und eigenen Modularbeiten entwickeln sie sich dabei selbst zu Experten in Sachen guter Lehre. Das Angebot des HDZ ist bewusst offen gestaltet: Alle Fachgruppen werden darin angesprochen, von den Ingenieuren über die Geistes- und Sozialwis-



senschaftler bis hin zu den Medizinern. „Es gibt schließlich bestimmte Themen, die über alle disziplinären Grenzen hinweg relevant sind“, sagt Regine Richter.

Bei aller organisatorischen Kontinuität haben sich die inhaltlichen Schwerpunkte des Hochschuldidaktik-Zentrums über die Jahre hinweg geändert. Sie lassen sich flexibel den jeweils drängendsten Herausforderungen der Universitäten anpassen. „Wir spüren den Handlungsdruck, der auf vielen Lehrenden liegt“, sagt Richter: In Sachen Zeitmanagement und professioneller Präsentation der Inhalte sowie beim Thema Prüfen stiegen die Anforderungen kontinuierlich. Beim HDZ schlägt sich das gleich in höheren Teilnehmerzahlen bei den entsprechenden Workshops nieder.

Ein heißes Eisen für die Hochschuldidaktiker ist die Einbindung von Lehrenden aus allen Hierarchiestufen. Der Anspruch des Zentrums ist es, den neuen wissenschaftlichen Mitarbeiter vor seinem ersten eigenen Seminar ebenso zu erreichen wie den gestandenen Professor mit jahrzehntelanger Berufserfahrung. Das ist nicht ganz unproblematisch, wie die Praxis der Baden-Württemberger zeigt: Oft haben die Professoren schlicht keine Zeit, um an einem zweitägigen Weiterbildungsseminar teilzunehmen, und für Formen der Gruppenarbeit sind sie auch nicht immer zu begeistern. „Hinzu kommt, dass viele Professoren einfach nicht mit ihren eigenen Mitarbeitern im gleichen Kurs sitzen wollen“, hat Regine Richter beobachtet.

Um dennoch die Professoren einzubinden, hat das HDZ ein Projekt mit dem Arbeitstitel „Senior Level“ gestartet. Die entsprechenden Angebote sind speziell auf die Bedürfnisse der Lehrstuhlinhaber zugeschnitten: Sie finden zu anderen Zeiten statt, die Gruppen sind kleiner und die Dozenten haben ausgewiesene Lehrerfahrungen, damit man auf Augenhöhe miteinander reden kann. „Das baut viele Berührungspunkte ab“, heißt es beim HDZ. Und natürlich ist die inhaltliche Ausrichtung auf den

besonderen Bedarf der Professoren abgestimmt. So werden neben nachhaltigem Lehren auch der Vorlesungsbetrieb, die Gestaltung von mündlichen Prüfungen und die Qualitätsentwicklung in der Lehre berücksichtigt.

Den Nachwuchs indes begleiten die hochschuldidaktischen Seminare vom Beginn der Karriere an. Einige Universitäten erwägen, die Teilnahme an der hochschuldidaktischen Qualifizierung als Voraussetzung für die Habilitation festzuschreiben; teilweise wird das bereits so gehandhabt. Die HDZ-Seminare werden somit zum Karrierefaktor.

Wer als angehender Professor die volle Bandbreite der Angebote nutzt und das Baden-Württemberg-Zertifikat erwerben will, ist auf dem Wege mit vielfältigen Methoden der modernen Didaktik vertraut gemacht worden. 200 Lehreinheiten zu jeweils 45 Minuten muss durchlaufen, wer das Zertifikat anstrebt. Der Inhalt ist dabei in drei Teile gegliedert, von den didaktischen Grundlagen bis hin zu einer individuellen Schwerpunktsetzung. Enthalten sind beispielsweise Methoden zur effizienten Seminarvorbereitung, zu einer sinnvollen Auswertung von Lehrveranstaltungen und wertvolle Handreichungen für Beratungs- und Prüfungsgespräche mit Studierenden. Am Ende des Weiterbildungszyklus können die Teilnehmer eine experimentelle Veranstaltung in ihrem Fachbereich konzipieren und halten – einschließlich gründlicher Rückmeldung von erfahrenen Hochschuldidaktikern. Selbst die Entwicklung eines eigenen Curriculums gehört zu den Erfahrungen, die die Absolventen bei ihrer pädagogischen Spezialausbildung sammeln.

„Wer dieses Programm durchlaufen hat“, sagt Regine Richter vom HDZ, „der ist auf eine Karriere in der wissenschaftlichen Lehre gut vorbereitet und spart sich viele leidvolle Erfahrungen, die er sonst im Trial-and-Error-Verfahren erstmal hätte durchstehen müssen.“ Und die Studierenden, die bei solchen geschulten Dozenten ihre Seminare belegen, profitieren überdies davon. ■

▷ Fortsetzung von Seite 66

ten“, räumt Regine Richter vom HDZ ein. Für die Praxis haben die Baden-Württemberger aber einen Weg gefunden, mit dem sie die Balance zwischen Gemeinsinn und Eigenständigkeit wahren: Für die hochschuldidaktischen Workshops, die in erster Linie einen interdisziplinären Ansatz vertreten, nutzen sie die Synergieeffekte des Netzwerks. Auch das etablierte Baden-Württemberg-Zertifikat für erfahrene Lehrende wird als verbindlicher, übergreifend anerkannter Maßstab beibehalten. Organisatorisch allerdings können die Universitäten eigene Freiheiten nutzen: Die Hochschuldidaktikerinnen – es sind derzeit ausschließlich Frauen –, die je nach Universitätskultur in unterschiedliche Strukturen eingebunden sind, wenden ihre Arbeitszeit nicht nur für das Netzwerk auf, sondern auch für Projekte innerhalb der Hochschule. Wenn sich die Mitglieder einer Fakultät geschlossen für eine Weiterbildung entscheiden, dann können sie dafür exklusiv auf „ihre“ Hochschuldidaktikerin zugreifen. Und wenn eine Universität beispielsweise ein gezieltes Einzelcoaching für ihre Lehrenden vorsieht, dann kann sie auch dafür mit der hauseigenen Expertin zusammenarbeiten, ohne das Netzwerk zu bemühen. Darüber hinaus kann das HDZ sogar bei der Profilbildung helfen. So gewinnen etwa Workshops, die zur Entwicklung eines Lehrportfolios angeboten werden, zusehends an Bedeutung. Darin lernen die Teilnehmer, ihre Schwerpunkte herauszuarbeiten und nach außen zu präsentieren. Für die Lehrenden steht dahinter oft ein klares Kalkül: Mit einem klar pointierten Lehrangebot schärfen sie ihr eigenes Profil – und das ihrer Universität.



Vorfahrt für Studierende: Die Charité setzt auf Patientenkontakt von Anfang an

FRÜH ANS KRANKENBETT

In ihren neuen Modellstudiengang lässt die Berliner Charité ihre jahrelangen Erfahrungen mit innovativer Lehre einfließen. Eine neue Gliederung der Inhalte sowie die Verzahnung von klinischer und vorklinischer Phase stehen jetzt im Mittelpunkt

Markus könnte aus dem Fenster schauen und ihm läge Berlin zu Füßen. Das Kanzleramt strahlt im Glanz der Mittagssonne, der Reichstag, der Gendarmenmarkt, alles wirkt aus dem 18. Stock wie zum Greifen nahe. Aber Markus hat dafür keinen Blick: „Bitte einmal den Mund weit aufmachen“, sagt er und leuchtet mit seiner kleinen Lampe in den Rachen des Patienten, der hier über den Dächern Berlins sein Krankenzimmer hat. Über seine Jeans hat er einen weißen Kittel gestreift, am Revers hängt sein Namensschild: „Markus, Medizinstudent im 1. Semester“.

In der Berliner Charité ist das zum Alltag geworden: Hier, in dem imposanten Hochhausgebäude der Universitätsklinik, sammeln angehende Ärzte ihre ersten eigenen Erfahrungen mit echten Patienten. Noch vor ein paar Jahren wären sie frühestens im 5. Semester mit dem Krankenhaus-Alltag in Kontakt gekommen. Der Modellstudiengang der Charité hat das geändert; zum Konzept gehört neben einem komplett neuen Aufbau des gesamten Curriculums auch das Lernen am Krankenbett ab der zweiten Woche des Studiums.

Es sind am Anfang keine komplizierten Aufgaben, vor denen die Studierenden stehen. In dieser Woche etwa geht es um Untersuchungen im Kopf- und

Halsbereich. „Als erstes machen wir eine optische Kontrolle“, erklärt Dr. Jens Gaedeke seiner achtköpfigen Studierendengruppe: „Gibt es Schwellungen? Ist das Gesicht symmetrisch? Auffälligkeiten an den Augen oder beim Schlucken?“ Einen ganzen Fragenkatalog gibt er seinen Zuhörern an die Hand, den sie im Laufe des Studiums verinnerlichen werden. Nach Gaedeke's Einführung ziehen sich die Studierenden ihren weißen Kittel über und probieren die Untersuchung in der Praxis aus: Einer von ihnen wird zum Simulationspatienten, die anderen begutachten ihn, schauen ihm in Mund und Augen und tasten nach den Lymphknoten. Erst wenn das geschafft ist, kommen sie in Kontakt mit einem echten Patienten: Ein junger Mann, schon wieder auf dem Wege der Besserung, hat sich zur Verfügung gestellt, und die angehenden Mediziner umringen sein Bett im 18. Stock des Charité-Hochhauses. „Die machen das schon richtig gut“, sagt Dr. Jens Gaedeke nach der Übung. Er hat sich inzwischen daran gewöhnt, dass die Studierenden deutlich jünger sind als früher, wenn sie zu ihm auf die Station kommen. Auch dass die Gruppe so klein ist, gehört zum Konzept: Die Studierenden verteilen sich in zahlreichen Kleingruppen über sämtliche Standorte der Charité, um dort unmittelbar aus der ärztlichen Praxis zu lernen. Am anderen Ende des weitläufigen Charité-Gelän-

VOM REGEL- ÜBER DEN REFORM- ZUM MODELLSTUDIENGANG

Mit innovativen Curricula hat die Charité eine langjährige Erfahrung: Ihren einstigen Regelstudiengang hat sie schon 1999 reformiert und damit eine Vorreiterrolle unter den medizinischen Fakultäten in Deutschland eingenommen. Schon im Reformstudiengang war der althergebrachte Studienverlauf mit so genannten Querschnittsmodulen durchbrochen worden. In ihnen haben sich die Studierenden mit größeren Zusammenhängen beschäftigt; auch die Verzahnung von Theorie und Praxis spielte eine große Rolle. Der Reformstudiengang bot allerdings nur Platz für ein paar Dutzend Bewerber pro Jahr, die Mehrzahl der Studierenden durchlief die herkömmliche Ausbildung. Das ändert sich jetzt mit dem gerade gestarteten Modellstudiengang. „In ihm kombinieren wir die Vorteile von Regel- und Reformstudium“, sagt Professor Dr. Manfred Gross, der Studiendekan. Und: Er ersetzt den bisherigen Studiengang; wer sich in Berlin einschreibt, studiert automatisch nach dem Modellcurriculum. Die Berliner sehen ihren neuen Studiengang als Plattform, die sich problemlos mit weiteren Reformen kombinieren lässt, wenn es der medizinische Fortschritt oder die gesellschaftlichen Anforderungen nötig machen.

Diagnose auf Probe: Ihr neues Wissen wenden die Studierenden gleich an

Motivationsschub dank Praxis: „Endlich sieht man, wofür man die ganze Anstrengung des Medizinstudiums auf sich nimmt!“



des in Berlin-Mitte sitzt der Studiendekan Professor Dr. Manfred Gross in seinem Büro. Mit seinen Kollegen hat er den Modellstudiengang angestoßen, und auf die ersten Schritte seiner künftigen Mediziner-Kollegen schaut er mit Stolz: „Als ich selbst Medizin studiert habe, paukten die Studierenden jahrelang Anatomie, Chemie, Biochemie und Physik ohne erkennbaren Praxisbezug“, erinnert er sich: „Die ganze Zeit über habe ich mich aber gefragt: Wann geht’s denn eigentlich los mit dem Medizinstudium?“ Für ihn und seine Generation bedeutete die Zeit an der Universität eine Fleißübung sondergleichen; jahrelang mussten sie nur auswendig lernen, hatten keinerlei Kontakt zu Patienten und selbst die Professoren sahen sie nur in Ausnahmefällen aus der Nähe. Daran wollten Gross und seine Mitstreiter in der Charité etwas ändern. „Der neue Studiengang bringt zufriedene Studenten hervor, und für uns Lehrende gibt es doch nichts motivierenderes als wissbegierige Studierende“, sagt Manfred Gross.

Was sich an dem Modellstudiengang geändert hat, zeigt Professor Dr. Harm Peters am liebsten auf einem Schaubild. Er ist Mitglied des Planungsteams, das am neuen Curriculum gearbeitet hat. „Schauen

Sie hier“, sagt er und zeigt ein Blatt Papier, auf dem von oben nach unten die Semester des Studiums eingetragen sind. Im 4. Semester ist das Bild einer Niere zu sehen, das Spezialgebiet von Peters. „Alles, was mit der Niere zu tun hat, lernen die Studierenden jetzt in diesem Semester. Das betrifft nicht nur die Nephrologie, da geht es auch um die anderen Disziplinen, in denen die Niere eine Rolle spielt.“ Und dann holt er ein zweites Blatt heraus; es zeigt viele kleine Stücke der Niere, die vom ersten bis zum neunten Semester über den Studienplan verteilt sind. „So war das vorher: In jedem Semester kam in ganz anderen Zusammenhängen die Sprache auf die Niere, und die Studierenden sollten sich das Bild anschließend selbst zusammenpuzzeln“, sagt Peters. Dieses Beispiel kann symbolisch für den gesamten neuen Studiengang stehen: Man schaut auf größere Einheiten, die dann interdisziplinär gelehrt werden.

Wenn es etwa um den Bereich „Ernährung, Verdauung und Stoffwechsel“ geht, lernen die Studierenden in einer Woche die physiologischen und pathophysiologischen Zusammenhänge über die Steuerung der Magensäfte, aber eben auch über



Foto: Freie Universität Berlin / Melanie Hansen

körperliche Reflexe wie etwa das Aufstoßen. Und sie lernen, wie ein Patient mit Magengeschwüren oder Sodbrennen behandelt werden kann. „Am Ende einer solchen Woche haben die Studierenden eine ärztliche Teilkompetenz erworben“, sagt Harm Peters. Nach und nach setzt sich so das Bild der gesamten ärztlichen Heilkunst zusammen.

Am hohen Niveau der gelehrten Inhalte verändert sich durch die neue Vermittlungsform nichts. „Es geht ja nicht darum, uns von morgens bis abends zu bespaßen“, sagt Studentin Agata Mossakowski: „Aber man sieht endlich, wofür man die ganze Anstrengung des Medizinstudiums auf sich nimmt!“ Mossakowski studiert im neunten Semester und sitzt in der Kommission, die den Modellstudiengang konzipiert. Mit den bisherigen Ergebnissen ist sie vollauf zufrieden: „Die Studierenden lernen nicht mehr das Biochemiebuch von vorne bis hinten durch, sondern sehen auch den klinischen Bezug“, sagt sie. Dass an der Entwicklung des neuen Curriculums die Studierenden ebenso beteiligt sind wie die Professoren, gehört zum Konzept: Bei der Charité setzt man bewusst auf die studentischen Ideen, um Fehler zu vermeiden. Die Professoren

sähen das Curriculum oft aus der Perspektive ihrer Spezialisierung; erst der Blickwinkel der Studierenden löse oftmals starre Schemata auf. „Wenn wir alle am Tisch sitzen, merken wir gar nicht mehr, wer Studentin ist, wer wissenschaftlicher Mitarbeiter und wer Professor. Die Hierarchie spielt überhaupt keine Rolle“, beteuern unisono Professor Gross und Studentin Mossakowski. Wahrscheinlich, fügt Gross hinzu, sei diese Ungezwungenheit auch der Berliner Art zu verdanken – „hier geht es eben oft ein wenig unkomplizierter zu“, schmunzelt er.

Für die Charité ist der Modellstudiengang eine logistische Herausforderung. Die Betreuung ist deutlich aufwendiger, wenn die angehenden Mediziner nicht mehr nur im großen Hörsaal lernen, sondern eben auch in Kleingruppen in der Klinik unterwegs sind wie die Studierenden von Dr. Jens Gaedeke, oben im 18. Stock des Hochhauses. Und auch die Konzipierung des Lehrplans war ein organisatorischer Marathon, der sich über etliche Semester hingezogen hat. Das Ergebnis aber wird sich lohnen, davon ist Studiendekan Manfred Gross überzeugt: Mit guter Lehre ließen sich schließlich gute und motivierte Ärzte hervorbringen. ■

THINKTANK FÜR DIE MEDIZIN VON MORGEN

In einem eigenen Kompetenzzentrum bündelt die Berliner Charité ihre Aktivitäten im Bereich der Lehre und entwickelt sie dort fächerübergreifend weiter. Dieter Scheffner Fachzentrum heißt die Einrichtung, die nach dem inzwischen verstorbenen Dekan der Medizinischen Fakultät benannt ist, der 1999 den Berliner Reformstudiengang ins Leben gerufen hat. Die Leitidee des Zentrums, das in Deutschland das erste seiner Art ist, liegt in der Professionalisierung der medizinischen Ausbildung auf internationalem Niveau. Zahlreiche Arbeitsbereiche zur Unterstützung der Lehre sind darin unter einem Dach zusammengefasst, vom Assessmentbereich über die Evaluation bis hin zum Kompetenzbereich E-Learning. Das multiprofessionelle Team begleitet die Lehrenden und entwickelt Maßnahmen zur Qualitätsverbesserung. Das gesammelte Know-How soll auch an andere Institutionen weitergegeben werden, die sich an das Dieter Scheffner Fachzentrum wenden.



GEGEN DIE MATHE-PHOBIE

In einem neuen Zentrum erforschen Wissenschaftler innovative Ideen für eine bessere Mathematik-Lehre an Hochschulen. Früh für Erfolgserlebnisse sorgen und Frustration möglichst gar nicht erst aufkommen lassen – das ist eines ihrer erklärten Ziele



Die Professoren Reinhard Hochmuth und Rolf Biehler (v.l.) leiten das Kompetenzzentrum; rechts im Bild Professor Alexander Roßnagel, Vizepräsident der Universität Kassel

Eigentlich“, sagt Professor Dr. Reinhard Hochmuth, „haben wir in der Mathematik ja ungelöste Probleme ganz gerne.“ Er schmunzelt kurz, dann wird er ernst: „Das gilt aber nicht für das eine ungelöste Problem, das wir seit Jahren mit uns herumtragen – für die Lehre in der Mathematik.“ Hochmuth arbeitet an der Universität Kassel, und seit dem Beginn seiner wissenschaftlichen Karriere ist ihm die gegenwärtige Vermittlung der Mathematik ein Dorn im Auge. „Unser Fach nehmen Studierende oft als Horror wahr, wenn sie sich eigentlich für etwas anderes eingeschrieben haben, aber dafür eben auch Vorlesungen oder Seminare in Mathematik benötigen“, hat er beobachtet.

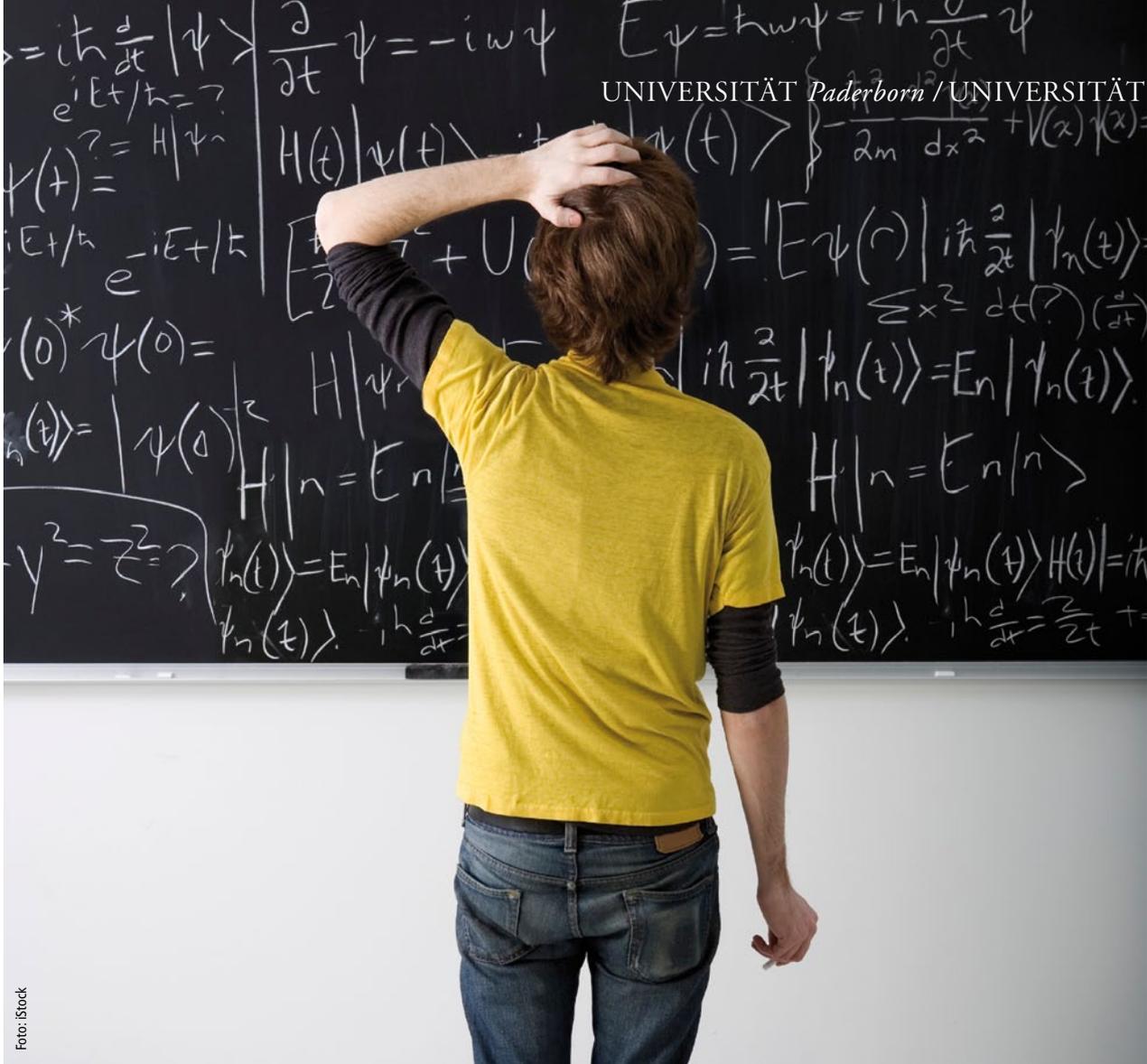
Darin hat Reinhard Hochmuth seine persönliche Aufgabe gefunden: Er will die Vermittlung der Mathematik an deutschen Hochschulen verbessern. Das ist das langfristige Ziel des Kompetenzzentrums Hochschuldidaktik Mathematik (KHDM), das als gemeinsame Einrichtung der Universitäten Kassel und Paderborn derzeit gegründet wird. Das KHDM versteht sich als eine Art Think Tank, von dessen Ergebnissen die Mathematikvermittlung an allen Hochschulen profitieren soll. Inhaltlich beschäftigen sich die Wissenschaftler sowohl mit der Didaktik für das Mathematikstudium als auch mit den Mathe-Anteilen, die in anderen Studiengängen verpflichtend enthalten sind. Federführend ist neben dem Mathematiker Hochmuth der Paderborner Fachdidaktiker Professor Dr. Rolf Biehler; beide leiten das Institut gemeinsam. Die Mittel zu dem Projekt kommen überwiegend von der VolkswagenStiftung und der Stiftung Mercator, die über drei Jahre hinweg mehr als eine Million Euro beisteuern.

Bekannt sind die Schwierigkeiten schon lange; das neue Zentrum soll jetzt systematisch nach Lösungsansätzen suchen. „Nehmen wir das Beispiel des Psychologiestudiums“, sagt Reinhard Hochmuth: „Die

Statistikurse, die dort in den Curricula verpflichtend eingebaut sind, stellen für die Studierenden oft die größte Hürde während ihres ganzen Studiums dar.“ Eigentlich wollen sie sich mit etwas ganz anderem beschäftigen, aber die Mathematik ist dafür eben eine wichtige Voraussetzung – viele scheitern an den Klausuren oder geben aus Angst vor der Mathematik schon gleich auf. Mit ähnlichen Problemen kämpfen etliche andere Fachbereiche; die Wirtschaftswissenschaften etwa, die Ingenieurwissenschaften und oft auch die Studiengänge, die auf das Lehramt vorbereiten. „Die entscheidende Frage ist doch, ob die Gesellschaft es sich leisten kann, dass in all diesen Studiengängen viele wegen der Mathematik abbrechen“, sagt Reinhard Hochmuth.

In dem Kompetenzzentrum will er mit seinen Kollegen gegensteuern. Die Ziele sind durchaus ehrgeizig: Einen „institutionellen Kristallisationspunkt“ wollen sie bilden für eine „neu zu entwickelnde wissenschaftliche Domäne“, so heißt es in der Projektbeschreibung. Die Beteiligten aus Kassel und Paderborn wollen damit eine Lücke in der wissenschaftlichen Entwicklung schließen: Die Mathematikdidaktik habe sich in den vergangenen drei Jahrzehnten sehr gut entwickelt, sagt Professor Hochmuth. Diese Disziplin beschäftige sich aber vor allem mit der fachlichen Vermittlung an Schulen. Auf dem Feld der mathematischen Hochschuldidaktik hingegen gebe es einen großen Nachholbedarf. Vor allem in Großbritannien und den USA sei die Forschung dazu wesentlich weiter fortgeschritten. Das KHDM setzt deshalb gezielt auf internationale Kooperationen, um an die Arbeiten aus dem Ausland anknüpfen zu können.

Eines der zentralen Projektvorhaben ist es, für das Erlernen von Hochschulmathematik geeignete Lernstrategien und Arbeitstechniken zu ergründen, mit denen sich dann auch die Angst vor der Mathematik nehmen lässt. „Viele Studierende wissen gar nicht,



wie sie mit Aufgaben und Arbeitsblättern umgehen sollen, die sie an der Hochschule bekommen“, sagt Reinhard Hochmuth: „Nach ihren Erfahrungen im Schulunterricht können sie es sich oft nicht vorstellen, dass es auch zur Mathematik gehört, sich einmal vier Stunden lang in eine Aufgabe reinzudenken.“ Dem wollen die zunächst 15 beteiligten Wissenschaftler am KHDM Konzepte für eine bessere mathematische Ausbildung entgegensetzen.

Starten soll das Projekt mit einer grundlegenden Analyse der Situation. Noch, klagen die Wissenschaftler, gebe es zu wenige verlässliche Informationen, auf die man aufbauen könne. Zunächst untersuchen sie deshalb die Eingangsvoraussetzungen der Studierenden: Wie groß ist überhaupt ihr mathematisches Fachwissen, welche Lernstrategien bringen sie mit, welche Vorbehalte haben sie gegenüber der Mathematik, warum haben sie sich eigentlich für ihr Studienfach entschieden? Mit diesen Fragen lässt sich auch die veränderte gesellschaftliche Situation aufschlüsseln: Die Studierenden kommen mit unterschiedlichen formalen Eingangsvoraussetzungen auf die Hochschule, sei es mit Abitur, mit Fachabitur oder auch als Quereinsteiger mit einer absolvierten Lehre. Das unterschiedliche Vorwissen hat für die Vermittlung der mathematischen Inhalte natürlich gravierende Folgen.

Auf das Fundament, das die Wissenschaftler durch diese Daten gewinnen, wollen sie konkrete Lehrinterventionen entwickeln und schließlich Serviceleistungen aufbauen. Die so entwickelten Konzepte können später an allen Hochschulen genutzt werden: Dazu zählen beispielsweise Vorkurse und E-Learning-Module. Wer etwa an Brückenkursen teilnimmt, kann noch vor dem Beginn des ersten Semesters Lücken schließen und verliert so im Idealfall sogar die Angst vor der Mathematik. Und aufwendig vorbereitete Lehreinheiten am Computer können auch später im Studienverlauf dazu beitragen, dass Studierende mit schwächeren Mathe-Kenntnissen den Anschluss nicht verlieren. „Eine Idee ist es, durch den gezielten Einsatz von E-Learning eine Möglichkeit zum individuellen Lernen zu schaffen“, erläutert Professor Hochmuth. Mit interaktiven Visualisierungen und diagnostischen Selbsttests können diese elektronischen Zusatzseminare wichtige Bausteine für eine bessere Mathematikvermittlung sein. Besonderen Wert legen die Forscher vom KHDM bei ihren Studien auf die Eingangsphase des Studiums. „Wer da Erfolgserlebnisse hat, der bleibt mit größerer Wahrscheinlichkeit auch später bei der Stange“, sagt Reinhard Hochmuth. Wenn ihm das gelingt, dann hat der begeisterte Mathematiker sein Ziel erreicht.

Kühlen Kopf bewahren im Zahlendickicht: Die Experten aus Kassel und Paderborn erarbeiten neue Konzepte für die Mathematik-Vermittlung



Campus der FH Köln: Vielfalt als Vorteil



DIE INNOVATIONS- **SCHMIEDE** **AM RHEIN**



Fotos 75-77: Fachhochschule Köln / Thilo Schmilgen

Von wegen schwerfälliger Tanker: Die Fachhochschule Köln, die größte FH in Deutschland, will die Lehre neu denken. Schritt für Schritt kommt sie den Lerngewohnheiten ihrer Studierenden entgegen – allein schon organisatorisch ist das ein Mammutprojekt

Wie ihr typischer Student aussieht, kann Professorin Dr. Sylvia Heuchemer beim besten Willen nicht mit wenigen Worten erklären. „Als ich angefangen habe zu lehren, saßen da teilweise Leute im Hörsaal, die älter waren als ich“, erzählt sie. Das ist ein paar Jahre her, mittlerweile ist die 40-jährige Volkswirtin Vizepräsidentin für Lehre und Studium an der Fachhochschule Köln. Und ihre Erfahrungen aus den ersten Vorlesungen haben sie geprägt: Sie steht federführend hinter dem Projekt „Educational Diversity“, mit dem die Hochschule auf die unterschiedlichen lernrelevanten Hintergründe ihrer Studierenden reagieren will.

Was auf den ersten Blick wie eine kleine Reform der Lehrformen aussieht, ist ein Mammutprojekt. Zum einen ist die Kölner Institution mit ihren 17.000 Studierenden die größte Fachhochschule Deutschlands, bei der ein solcher Steuerungsprozess ungleich komplizierter ist als bei kleinen, wendigeren Hochschulen. Vor allem aber verbirgt sich dahinter eine grundlegende Neuausrichtung der Lehre. „Wir haben so viele verschiedene Studierende, dass es das eine Lehrkonzept gar nicht geben kann“, umreißt Sylvia Heuchemer den Ansatz: „Stattdessen müssen wir unterschiedlichen Lerngewohnheiten und -auffassungen so weit entgegenkommen, wie es nur geht.“ Die 18-jährige Abiturientin hat eine andere Art zu lernen als der 34-jährige Quereinsteiger, der erstmal eine Ausbildung absolviert und mehrere Berufsjahre angesammelt hat. Und der Sohn aus einem deutschen Rechtsanwalts-Haushalt wiederum bringt andere Vorkenntnisse mit als die Bildungsaufsteigerin aus einer Migrantenfamilie. Darauf will die Hochschule mit ihrem Projekt „Educational Diversity“ reagieren.

Wie tief das Konzept in die Hochschultraditionen einschneiden wird, lässt sich im Präsidium der FH Köln bereits erahnen. Im Verwaltungsgebäude sitzt zwei Stockwerke unter der Vizepräsidentin Heuche-

Konsequente Strategie: Das neue Instrumentarium wird zunächst erprobt und verfeinert, bevor im zweiten Schritt die gesamte Hochschule davon profitiert



*Seminar an der FH Köln:
Für jeden Studierenden das
richtige Lehrkonzept*

mer die Arbeitsgruppe, die die sich mit der Feinsteu-
erung beschäftigt. Leiterin des Projekts Educational
Diversity ist Dr. Birgit Szczyrba. „Am Anfang steht
für uns eine Studie, in der wir erfassen, welche lern-
relevanten Unterschiede es an unserer Hochschule
konkret gibt“, erläutert Szczyrba. Gut 100 Inter-
views mit Studierenden fließen in die Forschung
ein – bis zu einer Stunde dauern die Gespräche,
die offen geführt werden. Studierende aller Fach-
richtungen und Hintergründe geben darin Auskunft
über ihre Erfahrungen mit dem Studium. Befragt
werden sie nicht von externen Experten, sondern
von speziell geschulten Kommilitonen. „Die haben
einen gleichgestellten Zugang zu den Studierenden,
so dass die Auskünfte offener werden“, sagt Birgit
Szczyrba. Kämen die Fragen von arrivierten Exper-
ten, seien viele Teilnehmer vermutlich geneigt, nur
über Erfolgserlebnisse zu berichten – aber es gehe
ja gerade um die Aspekte, die noch nicht gut funkti-
onieren. In der Studie kommen neben Studierenden
auch Professoren und Tutoren zu Wort. „Eine so
breit angelegte qualitative und innerinstitutionelle
Untersuchung zu dem Thema ist bislang ohne Bei-
spiel“, so Szczyrba.

Das Ziel ist ein personalisiertes Lernen. Anhand der
Ergebnisse werden bewährte Modelle für eine gute
Lehre herausgefiltert und neue Lehrkonzepte erar-
beitet. Dieses Know-How soll dann über eine zent-
rale Good-Practice-Sammlung allen Professoren der
Hochschule zugänglich sein. „Jeder Lehrende muss

sein Material unterschiedlich aufarbeiten. Die einen
werden von einem Film inspiriert, andere kommen
mit einem Multiple-Choice-Verfahren besser klar
und wieder andere brauchen immer ein Beispiel aus
der Praxis“, sagt Vizepräsidentin Sylvia Heuchemer.
Dass daraus eine gewaltige Mehrbelastung für die
Professoren resultiert, ist im Projekt einkalkuliert:
Jeder Lehrende kann zusätzliche Mittel abrufen,
um neue Mitarbeiter einzustellen. So soll sich der
zusätzliche Arbeitsaufwand gut bewältigen lassen.
Ohnehin wird das Educational-Diversity-Projekt be-
hutsam umgesetzt. Zu Beginn beschränken sich die
Neuerungen auf die Veranstaltungen in den ersten
beiden Semestern. Die Professoren bekommen da-
bei enge Unterstützung von Tutoren und hochschul-
didaktischen Experten – und wenn sich das Instru-
mentarium bei dieser ersten Umsetzung bewährt
und die ersten Erfolge sichtbar werden, lässt sich
das Projekt weiter ausdehnen. Der Vorteil liegt auf
der Hand: Die Lehrenden machen sich so Schritt für
Schritt mit den neuen Lehrkonzepten vertraut und
können die Erfolge selbst erleben. Und mit der Kon-
zentration auf die Einstiegs-Veranstaltungen lässt
sich verhindern, dass die Studierenden gleich am
Anfang Defizite aufbauen und sie für den Rest ihres
Studiums vor sich her schieben.

In Sachen Anspruch soll sich indes an den Lehrver-
anstaltungen nichts ändern. Eine schleichende Ab-
senkung des akademischen Anspruchs jedenfalls,
die manche Kritiker befürchten, werde es nicht

geben: „Wir wollen auf jeden Fall unser Niveau halten, das steht völlig außer Frage“, sagt Sylvia Heuchemer. „Aber gerade deshalb müssen wir etwas ändern. Denn wir könnten unseren Anspruch gerade dann nicht beibehalten, wenn wir so weitermachen wie bisher.“ Schließlich sei nicht etwa eine mangelnde Auffassungsgabe der Studierenden das Problem, sondern schlicht die fehlende Abstimmung des Lehrangebots mit den Gewohnheiten der Studierenden, sich den Stoff zu erarbeiten. Die Vizepräsidentin wirbt bei ihren Professoren-Kollegen deshalb um einen Perspektivwechsel. „Wir machen ja alle die Erfahrung, dass Rückmeldungen – wenn überhaupt – von den guten Studierenden kommen“, sagt sie. Die Schwierigkeiten der anderen Studierenden blieben dadurch häufig unverstanden. Und: „Die meisten Professoren haben ja während ihrer eigenen Studienzzeit zum damaligen Spitzenfeld gehört. Vielen fehlt einfach der Blick dafür, woran es bei den heute ‚Schwächeren‘ hapert und wie sie ihnen entgegen kommen können – woher sollen sie das auch wissen?“

Der Wille zur Veränderung indes sei groß: Viele Professoren spürten schmerzlich, dass manche ihrer Studierenden in den Veranstaltungen den Anschluss verlieren. Wohl auch deshalb hat Educational Diversity eine so große Rückendeckung; die Dekane aller elf Fakultäten haben sich einstimmig für das Projekt ausgesprochen, die Hochschulleitung ist beteiligt und auch Vertreter der Studierendenschaft. Dennoch bleibt das Unterfangen eine immense Aufgabe in organisatorischer Hinsicht. Die Kölner Fachhochschule setzt dafür auf kooperative Leitungsstrukturen, in die jede Fakultät eingebunden ist. Basis ist ein hochschulweiter Entwicklungsplan, der klare Zielvorgaben enthält und einen verbindlichen Zeitplan. Daran müssen sich die fakultätseigenen Entwicklungspläne orientieren. Um eventuell auftauchende Klippen zu umschiffen, arbeitet die Hochschulleitung eng mit den Dekanen zusammen. So können die Fakultäten bei Bedarf besser unterstützt werden.

„Trotzdem wird es vermutlich gerade am Anfang einige Lehrende geben, die nicht aus innerer Überzeugung mitmachen“, sagt Professorin Heuchemer: „Aber wir setzen auf die kritische Masse der Engagierten.“ Wenn sich nach einer ersten Auswertung herumspreche, wie erfolgreich das neue Konzept funktioniere, dann steige die Akzeptanz noch weiter. Gerade die neu berufenen Professoren trügen den Diversity-Ansatz mit Begeisterung mit – allein im vergangenen Jahr hat die Fachhochschule Köln 30 neue Professoren berufen, die allesamt überzeugt seien von den neuen Wegen in der Lehre. ■

VIEL LOB FÜR DIE DIVERSITY-STRATEGIE

Mit ihrem Projekt „Educational Diversity“ ist die Fachhochschule Köln bundesweit zu einem der Spitzenreiter geworden. Das bis in die Details ausgearbeitete Konzept hat auch den Stifterverband überzeugt, der die Hochschule im Rahmen der Exzellenzinitiative für die Lehre ausgezeichnet hat – und knapp eine Million Euro zuschießt, um die Ideen umzusetzen. Davon lassen sich Wissenschaftler mit hochschuldidaktischer Expertise und andere Fachwissenschaftler anstellen, die die Professoren bei ihren Verpflichtungen in der Lehre beraten und unterstützen. Anerkennung findet das Kölner Ansinnen auch beim Centrum für Hochschulentwicklung (CHE) der Bertelsmann-Stiftung: Die Fachhochschule Köln ist assoziierte Partnerin des groß angelegten Projektes „Vielfalt als Chance“.

WEGE DER STUDIERENDEN ZUR HOCHSCHULE

Fachhochschule Köln, Wintersemester 2010/2011



Dass sich die neuen Erstsemester mit immer unterschiedlicheren Lebensläufen einschreiben, ist inzwischen an fast allen Hochschulen zur Realität geworden. Der Blick auf die Studierenden der Fachhochschule Köln, die zum Wintersemester 2010/11 ihr Studium aufgenommen haben, schärft den Blick dafür, wie notwendig es ist, die Lehre zu differenzieren. In ihrem Konzept allerdings berücksichtigen die Kölner weniger die formale Zugangsberechtigung ihrer Studierenden, sondern vielmehr die unterschiedlichen Lernauffassungen und -konzepte.



SPASS BY SAITE

Einzelunterricht und Vorbereitung auf den Orchesteralltag sind für angehende Musiker unverzichtbar, zugleich müssen sie heute auch auf Berufe außerhalb von Konzertsälen vorbereitet werden. Die Hochschule für Musik in Weimar schafft diesen Spagat, indem sie auf vielseitige Lehre setzt



Oben unter dem Dach liegt die Kammer, in der Beethoven immer noch lebendig ist. „Die Kreuzersonate“, flüstert Professor Dr. Friedemann Eichhorn, er sitzt auf einem abgenutzten Stuhl und blickt auf seinen Schüler, der mit der Violine am Notenpult steht. Die Triolen der Sonate klingen durch den Raum, kristallklar und von herrlicher Leichtigkeit. Mit jedem Takt entspannt sich Eichhorn; er ist zufrieden mit seinem Schüler, der kurz vor einem großen Auftritt steht.

Seine professorale Dachkammer ist ein Refugium, schalldicht abgeschlossen von einer doppelten Türe und vor allem weit entfernt von den Bedingungen einer Massenuniversität. „Am Lehrer-Schüler-Verhältnis hat sich im Grunde seit Jahrhunderten kaum etwas verändert“, sagt Eichhorn, selbst ein gefeierter Violinist mit internationaler Reputation: Dass bei ihm auf den paar Quadratmetern über den Dächern von Weimar ein Schüler mit zwei Professoren probt, ist keine Ausnahme, sondern die Regel. Ein Professor übernimmt die Klavierbegleitung, der Schüler spielt die Violine und feilt unter Anleitung von Eichhorn an den Feinheiten der großen Werke. Die enge Betreuung bildet nach wie vor den Kern der Ausbildung an einer Musikhochschule, und

kein E-Learning und keine ausgefeilte Präsentation im Hörsaal wird es jemals ersetzen können. „Mit Motivationslöchern bei meinen Studierenden habe ich fast nie zu tun“, sagt Friedemann Eichhorn – „wer Musiker wird, hat von sich aus einen großen Biss!“

Zwei Etagen unter Eichhorns Dachkammer in dem Fürstenhaus, dem ehemaligen Palais der herzoglichen Familie, sitzt Christoph Stölzl, Präsident der Hochschule für Musik Franz Liszt. „Die Qualität unserer Ausbildung zeigt sich in den Vorspielen“, sagt er. Wenn die Studierenden einer Musikhochschule bei Wettbewerben, bei Orchester-Vorspielen und Festivals gute Plätze belegen, dann ist die Ausbildung gelungen – einen so klaren, so gut überprüfbaren Indikator gibt es bei kaum einem anderen Fach. Und doch erschöpft sich die gute Lehre selbst bei Musikhochschulen nicht in der musikalischen Perfektion der Absolventen. „Wir wollen eine ganzheitliche Ausbildung etablieren“, sagt Christoph Stölzl. Jeder Absolvent, so sieht es sein Konzept vor, solle eine Doppelchance für den Arbeitsmarkt bekommen – als herausragender Musiker zum einen, aber auch auf dem Feld einer zusätzlichen Qualifikation. „Was das ist, darüber entscheidet die Persönlichkeit jedes einzelnen Studierenden“, so

Die Studierenden im Mittelpunkt – ob im Violoncello-Unterricht bei Professor Tim Stolzenburg (links) oder in der Combo am Institut für Jazz (rechts)

Ziel ist eine ganzheitliche Ausbildung der Musiker: „Wir nutzen das Know-How, das wir ohnehin im Haus haben, jetzt viel besser aus!“



*Auch die Theorie gehört dazu:
Gesangsprofessor Siegfried Gohritz
bei der Lehre*



*„Ein ständiges Feilen und Verbes-
sern“: Einzelunterricht Oboe bei
Professor Matthias Bäcker*

Stözl. Denkbar sind Berufsbilder wie etwa Instrumentalpädagoge, Musikwissenschaftler oder Konzertmanager.

Die Umstellung auf Bachelor und Master hat den Weimarer Professoren die Möglichkeit gegeben, die Studiengänge auf diese neue Maxime hin auszurichten. Die Dreiteilung in Bachelor, Master und Konzertexamen bietet eine feinere Gliederung der Studiengänge an als der frühere Zweiklang aus Diplom und Konzertexamen. Im Master geht es nach wie vor um eine Vervollkommnung der Fähigkeiten am Hauptinstrument, ganz klassisch im Meister-Schüler-Verhältnis. Hinzu kommt aber verpflichtend eine Profilierung: Der Pianist kann sich wissenschaftlich spezialisieren auf Neue oder auf Alte Musik, der angehende Dirigent könnte mit den Holzbläsern lernen und so die Spezifika der Instrumente aus erster Hand mitbekommen oder sich bei den Streichern über die Strichtechniken informieren. „Bologna hat neue Energie für die Nutzung solcher Synergien geschaffen“, sagt Christoph Stözl: „Wir nutzen das Know-How, das wir ohnehin im Haus haben, jetzt viel besser aus!“

Wie das in der Praxis aussieht, hat Professor Helmut Well im Blick, Vizepräsident für Lehre an der Hochschule für Musik. „Die jüngeren Kollegen haben ganz andere Fragen als frühere Generationen“, hat er beobachtet: Er spricht von einer „Profilierung der Künstlerpersönlichkeit“, die schon früh beginne – wer sich auf eine bestimmte Epoche oder auf einen Komponisten spezialisiert, habe bessere berufliche Perspektiven. Viel tiefere Einblicke in die Musikliteratur seien heute gefragt; wer ein Programm für sein Konzert zusammenstelle, müsse schon mit der Auswahl ins Auge fallen. „Über so etwas haben sich Musiker früher keine Gedanken machen müssen“, sagt Well. Der klassische Arbeitsplatz der Absolventen war über Jahrzehnte in den Orchestern und Ensembles der deutschen Philharmonien und Opernhäuser, aber mit den knappen öffentlichen Haushalten werden die Stellen dort immer umkämpfter. Die „Doppelchance“, wie Weimar sie bieten will, ist eine der Antworten auf diesen Wandel. „Ich merke in meinen eigenen Vorlesungen zur Musikgeschichte, wie selbstverständlich die Studierenden mit der Situation umgehen“, sagt Well: „Da kommen sie manchmal zu mir und fragen mich nach dem Hintergrund von bestimmten Stücken. ‚Wir machen ein Konzert und sollen danach etwas darüber erzählen‘, sagen sie häufig.“ Dass sich der Musiker nicht mehr nur über die handwerkliche Perfektion definiert,

sondern eben auch durch ein begleitendes Programm seine Marktchancen steigere – darauf müsse die Lehre reagieren.

Dass eine solche breitere Herangehensweise den Studierenden durchaus Spaß macht, hat Professor Dr. Detlef Altenburg erfahren, Musikwissenschaftler und renommierter Liszt-Forscher. „Man erwartet heute von einem Musiker, dass er mit originellen Programmen aufwartet und gegebenenfalls selbst ein vergessenes Stück eines Komponisten ausgräbt und aufführt“, sagt Altenburg. Das Handwerkszeug und das Hintergrundwissen dazu kommen aus seiner Disziplin, aus der Musikwissenschaft. Die Verknüpfung des traditionellen Meister-Schüler-Verhältnisses mit anderen Lehrinhalten, da ist sich Altenburg sicher, stelle für die Musikhochschule den richtigen Weg dar zu einer besseren Lehre. Als Musikwissenschaftler sei er oft mit den gleichen Vorurteilen konfrontiert: „Manchmal kommen besorgte Eltern von Studierenden, die es lieber hätten, dass Sohn oder Tochter Jurist oder Arzt werden“, schmunzelt er: „Das sind die gleichen, die sich dann wundern, wie problemlos der Übergang unserer Absolventen auf den Arbeitsmarkt klappt“. Sei es bei Verlagen, in Musikarchiven, in der Wissenschaft oder im Veranstaltungsmanagement, die Studierenden sind gefragt. Es sieht so aus, als bewähre sich die neue Verknüpfung von Theorie und Praxis – übrigens ganz im Einklang mit Franz Liszt, dem Gegenstand von Altenburgs Forschung: Liszt proklamierte stets, dass ein guter Musiker universell hochgebildet sein müsse, um die Werke angemessen interpretieren zu können.

In Weimar nimmt man sich dieser Herausforderung mit großem Engagement an. „Wir haben hier alles am Ort, was zur Bildung der Musikerpersönlichkeit nötig ist“, schwärmt Christoph Stözl: Die Geistes- und Kulturtradition der Stadt sei schließlich mit Händen greifbar. Die Anna-Amalia-Bibliothek ist nur ein paar Schritte von der Hochschule für Musik entfernt, an Goethes Wohnhaus am Frauenplan kommen die meisten Studierenden auf dem Weg zur Hochschule ohnehin vorbei und die einstigen Werkstätten des Bauhauses liegen nur einen kurzen Spaziergang entfernt. „Unsere Lehrpläne sollen die Öffnung zu Weimar befördern“, sagt Stözl – nicht die Hochschule allein bilde also die Studierenden aus, sondern auch die Umgebung.

„Wir müssen in unserer Lehre einfach berücksichtigen, dass sich die Welt geändert hat“, sagt Professor Gero Schmidt-Oberländer. Er



zitiert das Musiker-Bonmot vom „Silbersee im Konzertsaal“, das auf die vielen weißhaarigen Zuhörer anspielt, die inzwischen das Publikum in klassischen Konzerthäusern dominieren. Dem gegenüber steht die ständige Verfügbarkeit von aller denkbaren Musik per Internet und völlig veränderte Hörgewohnheiten der jungen Generation, die mit portablen mp3-Spielern aufwächst. „Wir standen in Deutschland viel zu lange ruhig daneben mit der Selbstgewissheit, dass wir im Mutterland der klassischen Musik alles richtig machen“, sagt Schmidt-Oberländer – „und dann stellen wir fest, dass uns die anderen Länder in Sachen Musikbildung links und rechts überholen.“

Er sagt das nicht mit einem nostalgischen Blick zurück. Immerhin habe die klassische Musik große Chancen beim Publikum, einzig die Form der Vermittlung müsse sich ändern. Wie das gehen kann, bringt Schmidt-Oberländer selbst den Weimarer Studierenden bei: Schulpraktisches Klavierspiel heißt seine Disziplin, in ihr werden die künftigen Musiklehrer für die Sekundarstufe ausgebildet. „Ist es nicht eigenartig, dass Musik regelmäßig in Umfragen als eines der unbeliebtesten Schulfächer genannt wird“, fragt er. Und

setzt genau da an: Wer bei ihm und seinen Kollegen studiert, soll beim jungen, oftmals der klassischen Bildung fernen Publikum die Begeisterung für die großen Werke der Musik wecken. Sie werden selbst am Klavier spielen können, sie werden über die klassischen Melodien improvisieren können, sie werden am Klavier die Verbindung von Klassik zu Pop und Rock herstellen können. Begeisterung sollen sie wecken und Neugier – und damit heranführen an die Klassik, die vielen Jugendlichen ansonsten verschlossen bliebe.

Auch beim schulpraktischen Klavierspiel baut die Lehre auf den aufwendigen Einzelunterricht auf. Ein Meister, ein Schüler; das alte Verhältnis bleibt gewahrt. Es sind die Inhalte, die sich ändern. Das neue Selbstverständnis, das trotz der klassischen Formen der Lehre in die Musikhochschulen einzieht, drückt am besten der Aufkleber aus, den der Violinist Friedemann Eichhorn oben in seiner Dachkammer an den Schrank geklebt hat: „Spaß by Saite“ steht auf ihm zu lesen – ein Kalauer mit tieferem Sinn. Eine neue Ernsthaftigkeit, eine ungeahnte Vielseitigkeit hält Einzug in die Lehre an der Musikhochschule, das drückt er aus. Aber im Mittelpunkt steht eben immer noch die Freude an der Musik. ■

Probe zum Musiktheater im Weimarer Studiotheater Belvedere

Die Öffnung als konstituierendes Prinzip: Nicht nur die Hochschule allein bildet die Studierenden aus, sondern die Umgebung – ein Konzept, das gerade in Weimar gut funktioniert



UPGRADE FÜR DIE ERSTSEMESTER

Foto: Fachhochschule Jena



Im (Jenaer) Paradies: Inspirierende Umgebung zum Lernen

Mit einem Aktionsprogramm will die FH Jena den Studienstart erleichtern – und zugleich die Bewerberzahlen erhöhen. Das Ergebnis? Ein innovationsfreundliches Klima für gute Lehre

Der Grillabend im Paradies hat sich längst bewährt: Über dem offenen Feuer brutzeln die Würstchen, die Gruppe von Abiturienten sitzt entspannt im Gras und ringsum herrscht sommerlich-heitere Stimmung in Jenas Altstadt. Das Paradies ist ein besonders üppiger Park, und der Abend hier kommt den jungen Leuten verführerisch vor – „hier tobt das wahre Leben“, verspricht die Fachhochschule Jena und lockt mit diesem Slogan angehende Studierende aus sämtlichen angrenzenden Bundesländern nach Thüringen.

Die Werbung für den Standort ist Teil einer groß angelegten Initiative, in der die Hochschule die Lehrinhalte ebenso wie die Organisation umkrempelt. Eine gute Lehre und eine besonders enge Betreuung wollen die Jenaer so erreichen. „Upgrade“ nennen sie das Programm, in dem sie ihre Initiativen zusammenfassen; ein besonderes Augenmerk richten sie dabei auf die Phase am Anfang des Studiums. „Dazu gehört zum Beispiel, dass wir alle studienrelevanten Informationen so passend wie möglich an die künftigen Erstsemester-Studierenden bringen“, sagt Professor Dr. Burkhard

Schmager. Er ist Prorektor für Studium, Lehre und Weiterbildung, sein Büro liegt im vierten Stock des markanten Hauptgebäudes. Vom Fenster aus sieht er den kantigen Turm mit der übergroßen Uhr, der zum Wahrzeichen der FH Jena geworden ist und zugleich ihre Geschichte symbolisiert: Früher gehörte der Komplex zum Werk der Firma Carl Zeiss, die bis heute ein paar Schritte weiter eine ihrer Produktionsstätten unterhält. Aus der einstigen Ingenieursschule des Unternehmens ist nach der Wende die Fachhochschule hervorgegangen, die einstigen Firmengebäude wurden entkernt und umgebaut. In die riesige Fabrikhalle von früher sind inzwischen hochmoderne Hörsäle gebaut worden, und wo früher die Importe und Exporte des berühmten Optik-Herstellers gelenkt wurden, sitzt heute das Rektorat der FH. Von hier aus plant Prorektor Schmager die Zukunft seiner Hochschule.

„Es kamen mehrere Probleme zusammen, die wir auf einen Schlag lösen wollten“, sagt er. So sei nach der Umstellung auf Bachelor und Master die Abbrecherquote spürbar gestiegen. Und der Blick auf die demographische Entwicklung im unmittelbaren Einzugsbereich Jenas löste in der Hochschule ebenfalls Alarm aus; die Zahl der potenziellen Studienanfänger geht stetig zurück. Um diese Lücke zu schließen, sollen gezielt Erstsemester aus dem ganzen Bundesgebiet geworben werden – bislang kommen gut 40 Prozent der Studienanfänger aus anderen Bundesländern als Thüringen oder aus dem Ausland, diese Quote soll auf 50 Prozent erhöht werden. Es sind vor allem Studiengänge wie etwa jener zu Laser- und Optotechnologien oder zur Augenoptik, auf die man in der Hochschule besonders stolz ist: Sie bauen auf die Jenaer Tradition der Glasherstellung und -bearbeitung auf und sind schon jetzt bundesweit gefragt.

Den Schlüssel zu beiden Aufgaben – die Abbrecherquote zu senken und mehr Bewerber anzulocken – sucht die Hochschulleitung in einer Offensive für gute Lehre, die motivierende Seminare mit einer engen Betreuung der Studierenden verbindet. In dem Upgrade-Programm fließen sämtliche Initiativen der FH dazu zusammen. Bestehende Ansätze wie das Mentorenprogramm, das Frühstudium für Abiturienten und diverse Brückenkurse gehen darin auf, angereichert um zahlreiche Innovationen. „Wir haben unsere Ideen in zwei Schwerpunktbereiche aufgeteilt“, erläutert Anja Hartmann, die Programmleiterin. Das Starter-Upgrade bündelt sämtliche Projekte für die Studieneingangsphase, das Study-Upgrade baut in den fortgeschritteneren Semestern darauf auf.

Im Kern beider Programme steht jeweils ein Internetportal, auf dem sämtliche Informationen gesammelt abrufbar sind. Die spezielle Homepage für die angehenden Erstsemester heißt Go Study. Sie soll Stimmung machen für die Hochschulstadt Jena, sie gibt Einblicke in die akademischen Schwerpunkte, aber auch in die Wohnsituation und das Nachtleben. Und Interessenten finden darauf die Kontaktdaten zu drei Studierenden, die von der Hochschule zu Campus-Spezialisten berufen worden sind. „Gegenüber Studenten trauen sich die Interessenten viel eher, ihre Fragen zu stellen“, hat Anja Hartmann beobachtet. Von Formalitäten rund um die Einschreibung bis hin zu Geheimtipps für die Wohnungssuche in Jena werden auf dem informellen Weg alle denkbaren Informationen ausgetauscht. Die ersten Erfahrungen sind so gut, dass die FH das Modell ausbauen will: „Wir wollen für jeden Studiengang einen studentischen Experten berufen, der dann auch erste Fragen zu fachlichen Aspekten detailliert beantworten kann“, sagt Anja Hartmann. Auch diese Ansprechpartner sollen sich an zentraler Stelle im Internetauftritt der Hochschule finden. Die Homepage für das Study-Upgrade-Programm fasst die Informationen zusammen für jene, die bereits an der Hochschule sind. Das E-Learning etwa soll in den kommenden Jahren massiv ausgebaut werden; einen Zugang zu den Angeboten gibt es unmittelbar über die zentrale Homepage. Eine Telefonhotline sowie ein zentraler Serviceschalter auf dem Campus sollen über diese virtuellen Aktivitäten hinaus den Kontakt zwischen Studierenden und Hochschule verbessern. „Und dann setzen wir gezielt Anreize, um die Lehre auch unmittelbar zu verbessern“, sagt Prorektor Burkhard Schmager. Mit dem Wettbewerb für innovative Lehr- und Lernkonzepte etwa: Aus den Bewerbungen wählt eine hochschuleigene Jury pro Jahr ein knappes Dutzend Projekte aus, die mit einem Zuschuss dotiert werden. Durchschnittlich sind es ca. 25.000 Euro, die für jeden gekürten Preisträger zur Verfügung stehen. Mit dem Geld können sie auch über den Standard hinausgehende Ideen für gute Lehre umsetzen. „Die Kollegen und Kolleginnen sollen Themen beisteuern, die über ihr eigenes Fach hinausweisen und zu einer Verknüpfung innerhalb der Hochschule führen“, umreißt Schmager die Zielsetzung des Programms. Davon, so hat er beobachtet, profitiert die gesamte FH: „Natürlich sind es vor allem die engagierten Lehrenden, die sich einbringen. Aber wir schaffen mit diesen Ideen ein Klima, das ansteckend wirkt und so auf die gesamte Hochschule übergreift!“

Breite Offensive für die Lehre: Beratung für Interessenten, beste Betreuung für Studierende und innovative Studiengänge sollen ansteckende Wirkung entfalten



MIT DEM CAPTAIN'S CLUB DIE WELT ENTDECKEN

Die Hochschule Wismar will die Kreativität ihrer Studierenden kitzeln – und ihnen Mut machen, in die Selbstständigkeit zu starten. Die ganze Hochschule rüstet um zu einer Ideenschmiede an der Ostsee

Dass es die Hochschule wirklich ernst meint, hat Janis Herrmann zum ersten Mal gemerkt, als er auf den Parkplatz dieses luxuriösen Hotels in Schwerin rollte. Gleich würde er hier sein Zimmer beziehen, ein Wochenende lang gut essen und trinken, um ihn herum ein paar Professoren und eine Reihe ausgewählter Kommilitonen. IdeenCamp nennt die Hochschule Wismar das Projekt, bei dem sie ihre Studierenden wild experimentieren und grübeln, brainstormen und entwickeln lässt.

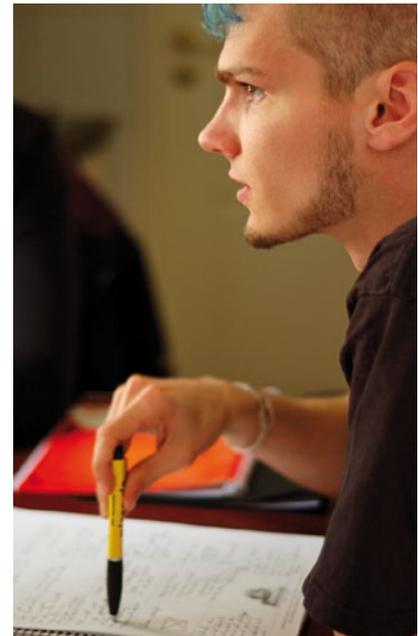
Auf Janis Herrmann und sein kleines Team wirkte die Atmosphäre geradezu befeuernd: „Wir hatten einen kleinen Raum für uns, und vom ersten Moment an haben wir losdiskutiert“, erinnert er sich. Drei Mitstreiter zählte seine Mannschaft, jeder aus einer anderen Fakultät. Vorgegeben war nur das große Thema, der Rest lag ganz bei der Truppe: „Wismar, jung und unternehmerisch“ war das Motto – ausreichend abstrakt, um auf gute Ideen zu kommen.

Noch heute strahlt Professor Dr. Norbert Grünwald, wenn er daran zurückdenkt. Er saß drei Tage später im Publikum, als das Team um Janis Herrmann und die anderen Kleingruppen im Konferenzraum des noblen Hotels ihre Abschlusspräsentationen hiel-

ten, und wusste, dass es wieder einmal geklappt hat. Grünwald ist Rektor der Hochschule Wismar, und seine Vision bringt er mit wenigen Worten auf den Punkt: „Wir wollen eine unternehmerische Hochschule sein!“ Innerhalb weniger Jahre hat er die Wismarer auf dieses Ziel eingeschworen: Im Curriculum, in der Verwaltung, im Seminarprogramm hat es seinen Niederschlag gefunden; Grünwald hat Entrepreneurship zur Chefsache gemacht. „Solche Sachen fangen durch einen Zufall an und gewinnen dann Eigendynamik“, sagt er.

Wenn er vor die Türe seines Rektorats tritt, steht ihm vor Augen, wohin er will. Auf dem Campus seiner 6.000-Studierenden-Hochschule stehen die angejäherten Gebäude der alten Technischen Universität, die Wismar bis zur Wende war, neben den hochmodernen Fakultätsbauten der vergangenen Jahre, aus deren Hörsälen sich der Blick bisweilen erstreckt bis auf die imposanten Türme der Marienkirche in der Welterbestätte der Wismarer Altstadt. Die Tradition der alten Hansestadt an der Ostsee, gepaart mit den Innovationen von heute, das ist die Vision der Hochschule. Auf seine Idee von der unternehmerischen Hochschule kam Norbert Grünwald im Ausland. Der Mathematiker ist Mitglied im internationalen UNESCO-Ausschuss zur Ingenieurausbildung, er ist

Unternehmertum als roter Faden: Die Studierenden bringen Schwung in die strukturschwache Region – und werden angeleitet zur Eigeninitiative



„Drei Tage. Fünf Teams. Eine Herausforderung“ – in den Ideen-Camps führen unkonventionelle Wege zum Ziel

FORSCHUNGS- UND ENTWICKLUNGSTEAMS

Die Aufgabe klingt komplex: Die Studierenden sollten überlegen, wie sich ultra-dünne Kohlenstoffstrukturen (carbon nanotubes) mit der Sensortechnik verknüpfen lassen. Die Anregung dazu kam von einer High-Tech-Firma aus der Nähe von Wismar, die sich mit ihrer Problemstellung gezielt an die studentischen Forschungs- und Entwicklungsteams der Hochschule gewandt hat – wissend, dass sie dort engagierte Forscher für ihre Fragestellung begeistern kann.

Das ist der Hintergedanke, der bei der Gründung der Forschungs- und Entwicklungsteams Pate stand. Die Studierenden, die praktische Erfahrungen sammeln wollen, können sich für solche Teams bewerben, örtliche Unternehmen geben ihnen knifflige Aufgaben, bei deren Umsetzung sie mithelfen. Unterstützung

Fortsetzung auf Seite 87 ►

häufig auf Reise. „Immer wieder habe ich gesehen, dass Themen wie Existenzgründung und Unternehmertum in vielen asiatischen und amerikanischen Hochschulen eine ganz andere Rolle einnehmen als bei uns“, sagt er. Dann dachte er an Wismar, an die Lage mitten in Mecklenburg-Vorpommern mit dem Bevölkerungsschwund und den wenigen Arbeitsplätzen, und stellte die Verbindung her. Wenn eine unternehmerische Hochschule sinnvoll ist, dachte sich Grünwald, dann hier, wo das Engagement der Studierenden so dringend nötig ist.

Natürlich polarisierte seine Idee. Manche seiner Professorenkollegen waren entsetzt, weil sie dachten, der Rektor wolle die Hochschule zu einem Unternehmen ausbauen. Es bedurfte langer Überzeugungsarbeit, so erinnern sich in Wismar viele der Beteiligten, bis diese Missverständnisse ausgeräumt waren: Nicht die Hochschule sollte zu einem Unternehmen werden, aber sie soll ihre Studierenden zu Unternehmertum, zu Erfindungsgeist ermuntern. Und selbst dabei geht es nicht um eine Profitmaximierung um jeden Preis, wie Skeptiker anfangs argwöhnten: Ethische, soziale und gesellschaftliche Grundlagen sollten ebenso dazu gehören wie das betriebswirtschaftliche Handwerkszeug.

„Im nächsten Schritt haben wir überlegt, wie wir dieses unternehmerische Prinzip in der Hochschule verankern können“, sagt Norbert Grünwald. Einen bloßen Überbau mit optionalen Seminaren wollte er nicht, das war ihm gleich klar: „Das Unternehmerische soll sich wie ein roter Faden durch alle Bereiche ziehen.“ Denn eigentlich hat die Hochschule schon alle fachlichen Voraussetzungen für ihre Vision; sie besteht aus den drei Fakultäten Technik, Wirtschaft und Gestaltung und mithin aus den Bereichen, die bei einem erfolgreichen Unternehmen

ineinandergreifen müssen. Also hat das Professorenenkollegium ein Set von Fertigkeiten definiert, die jeder Absolvent in seiner späteren Berufslaufbahn brauchen wird – und die sollen in das Curriculum eines jeden Studiengangs einfließen. Maschinenbau-Studenten wie Janis Herrmann etwa, der beim IdeenCamp dabei war, lernen automatisch auch Projektmanagement, Rhetorik, Zeitplanung sowie Kosten- und Leistungsrechnung. Beim Wirtschaftstudium wiederum wird auch zur Kreativität und zum technischen Verständnis angeleitet, und so profitieren die Studierenden sämtlicher Fakultäten vom gesamten Know-How, das an der Hochschule Wismar gebündelt ist. „Das sind Fertigkeiten, die nicht nur angehende Unternehmer brauchen, sondern auch jeder, der als Angestellter für eine Firma tätig ist“, sagt Rektor Grünwald.

Als Kern seiner Vision sieht er allerdings die Vernetzung innerhalb der Hochschule. „Es erstaunt mich immer wieder zu sehen, was die Studierenden alles ohne Hilfestellung hinbekommen, wenn sie ihre Kräfte bündeln“, so Norbert Grünwald. Eine dieser Gelegenheiten, über die Fächergrenzen hinweg zusammenzuarbeiten, ist gerade das IdeenCamp. Jedes Jahr ist darin Platz für 15 Studierende, die zuvor in einem Bewerbungsverfahren ausgewählt werden. Die Organisatoren setzen dann fünf Dreier-Teams zusammen, in denen jeweils möglichst viele Begabungen zusammenkommen. „Die Bachelor- und Masterstudiengänge sind stark auf ein Ziel ausgerichtet. Hier kann man mal abschweifen“, sagt Oana Dumitrascu, die für ihr Studium von der Partnerhochschule im rumänischen Sibiu nach Wismar gewechselt ist und beim IdeenCamp in einer Gruppe mit Janis Herrmann arbeitete. Das Konzept, das ihr Team entwickelte, wird derzeit sogar



Von wegen nichts hören, nichts sagen, nichts sehen: Kreative Übung beim Fotoprojekt

Wirklichkeit: Einen „Captain's Club“ haben sie sich ausgedacht, der alle paar Wochen auf dem Campus zusammentritt. Mitglied werden können alle ihrer Kommilitonen, die sich für die Selbstständigkeit begeistern. Die interdisziplinären Teams, die nötig sind, um manche Ideen umzusetzen, sollen sich bei lockeren Gesprächen an der Bar finden.

Ergänzt wird das unternehmerische Basisangebot an der Hochschule Wismar durch konkrete Hilfestellungen für diejenigen, die sich tatsächlich eine Gründung vorstellen können. In einem 60-Seiten-Booklet sind die Entrepreneurship-Veranstaltungen aufgelistet, die in einem einzigen Semester stattfinden – vom „Basisseminar für Unternehmungslustige“ bis hin zu Kaminabenden mit erfahrenen Profis. In einem eigenen Gründerbüro sind zudem viele Angebote zusammengefasst, die vorher an den unterschiedlichsten Stellen angesiedelt waren. Eine Anlaufstelle sollen die Studierenden haben, wenn sie über eine eigene Unternehmensgründung nachdenken, und die vermittelt dann alle weiteren Kontakte von einer Rechtsberatung bis hin zu finanziellen Starhilfen. „Die Gründung dieser zentralen Anlaufstelle ist nötig geworden, weil sich einfach zu viele Anbieter von außen mit unkoordinierten Angeboten auf unsere Studenten gestürzt haben“, sagt Norbert Grünwald. „Das hat zu einem Angebotsdschungel geführt, bei dem nicht nur die Studierenden den Überblick und damit das Interesse am Unternehmertum verloren haben.“

Viele wichtige Fäden laufen ein paar hundert Meter entfernt vom Campus der Hochschule zusammen, direkt auf dem Gelände des früheren Wismarer Holzhafens. Ein paar Meter über den sanften Wellen der Ostsee liegt das Büro von Regina Krause. In dem Paradebau der modernen Architektur prangen riesi-

ge Glasflächen hin zur Ostsee, von ihrem Schreibtisch aus hat Krause die mächtigen Hafenkräne im Blick, die ringsum in den Himmel staken. In den Regalen sind Souvenirs und Urkunden aus aller Welt aufgebaut, eine kleine hölzerne Teekiste aus China neben einem Bildband aus Kapstadt. Regina Krause ist Projektkoordinatorin im European Centre for Engineering and Business Education (ECEBE). Das Zentrum ist direkt beim Rektorat der Hochschule angesiedelt. Es initiiert internationale Projekte und unterstützt die unternehmerische Strategie der Wismarer. Vorbildwirkung hat es alleine schon mit seinem Standort: Das Büro mit dem beflügelnden Fernblick liegt in einem Gebäude des Technologie- und Gewerbezentrum, das den Anstoß zu innovativen Neugründungen geben will. Da ist sie wieder, die Vernetzung der Hochschule mit Institutionen von außen, wie sie Rektor Norbert Grünwald vorschwebt. Und dass diese Vernetzung funktioniert, zeigt allein schon der Blick auf die Firmenschilder am Alten Holzhafen in Wismar: Kaum eines der Büros steht leer, die erfolgreichsten neuen Unternehmen haben sich sogar schon in Sichtweite des Inkubators eigene Firmensitze gebaut. Die Chefs der meisten dieser jungen Unternehmen haben vor ein paar Jahren noch selbst in Wismar studiert.

Vielleicht wird hier im alten Holzhafen eines Tages auch Janis Herrmann arbeiten, der Student aus dem IdeenCamp der Wismarer Hochschule. Vom Gründungsfieber jedenfalls ist er angesteckt, auch die passende Idee hat er neulich mit ein paar Freunden und einem Dozenten gefunden: Sie wollen eine Art Sonnencreme für Kunststoffe und Lacke entwickeln, die solche Oberflächen witterungsfest machen soll. Janis Herrmann ist überzeugt: „Der Markt dafür wäre da!“

▷ Fortsetzung von Seite 86

kommt von der Hochschule: Professoren steuern ihre Expertise bei, zudem bekommen die jungen Forscher einen eigenen Arbeitsraum und großzügige Zuschüsse für Verbrauchsmaterialien und Reisekosten. Je nach den Ergebnissen kann die Zusammenarbeit zwischen Studierenden und Firmen ausgesprochen fruchtbar verlaufen: Das Team etwa, das zu den ultra-dünnen Kohlenstoffstrukturen geforscht hat, arbeitet inzwischen an einem Schwefelwasserstoffsensoren und hat damit schon Preise bei landesweiten Ideenwettbewerben gewonnen. Die Forschungs- und Entwicklungsteams sind offen für Studierende aller Fachrichtungen: Betriebswirte und Fachleute für Gestaltung etwa haben in der Vergangenheit schon Marktchancen für neue Ideen ausgelotet, Marketingkampagnen und Internetseiten für innovative Produkte gestaltet oder auf einer großen Messe gezielt potenzielle Kunden gewonnen.

In den ersten beiden Jahren haben insgesamt vier Forschungs- und Entwicklungsteams ihre Arbeit abgeschlossen. Zwei der Ideen hatten so großes Potenzial, dass daraus Firmen entstanden sind. Hochschulrektor Norbert Grünwald ist sichtlich stolz: „Das ist eine traumhafte Quote!“



Fotos 88-90: Dr. Gabriele Witter

KREATIVES LEHREN ALS PRINZIP

Die Hochschule Bremen gibt den Professoren gezielt Freiraum für eigene Ideen, selbst wenn sie auf den ersten Blick ungewöhnlich scheinen. Der Mut zahlt sich aus: Die Zahl der Studienbewerber steigt – und die Begeisterung für eine gute Lehre auch



Im Herbst verwandelt sich Gerd Klöcks Professorenzimmer in das Büro eines Vorstandsvorsitzenden. Der Biologe blickt von seinem Schreibtisch aus durch raumhohe Fenster auf die Bäume des Parks gegenüber, in der Ecke ragt das rot-weiß gestreifte Modell eines Leuchtturms empor und an der Wand hängt, millionenfach vergrößert, die Mikroskop-Aufnahme von Zellstrukturen. Wenn Klöck dann zur Besprechung ruft, sitzen auf den Polsterstühlen in der Besprechungsecke keine Studierenden mehr, sondern Mitarbeiter.

Diese Verwandlung ist inzwischen zur Tradition geworden an der Hochschule Bremen. Tiger Biotec heißt Klöcks Firma, sie handelt mit Gentechnik-Produkten und hat zwischen 15 und 20 Angestellte. In diese Rolle schlüpfen die Studierenden, die sich auf Biotechnik spezialisieren. Am Markt müssen sie sich zwar nicht bewähren, die Firma ist virtuell – aber umso realistischer sind die Arbeitsbedingungen und die Jobbeschreibungen.

Eines der Produkte von Tiger Biotec ist Bioethanol. „Was können wir mit dem alten Brot machen, das bei Bremer Bäckereien abends übrigbleibt“ – das wollte Professor Dr. Gerd Klöck in seiner Rolle als Firmenchef von seinen Mitarbeitern wissen. Projektarbeitszeit war ein Semester, am Ende sollte eine detaillierte Machbarkeitsstudie vorliegen.

Wer aus dem Team wann welche Aufgaben übernimmt, da hatten die Studierenden freie Hand. Und sie stürzten sich mit Begeisterung in die Recherche: Dass man aus dem alten Brot Bioethanol gewinnen kann, fanden sie schnell heraus. Dann entwickelten sie ein eigenes Verfahren, mit dem die Vergärung zuverlässig gelingt, sie klapperten Großhändler ab, um die Kosten für nötiges Zubehör und Zusatzstoffe zu ermitteln, sie erfragten bei Großanbietern die Marktpreise für Bioethanol, sie klärten die rechtlichen Bedingungen zur Patentanmeldung ihres Verfahrens und zum Verkauf von Bioethanol, sie stiegen ein ins Marketing für ihren Brennstoff aus dem alten Brot. „In der Arbeit, die ich schließlich auf den Tisch bekam, stand alles drin, was man zu dem Thema an Informationen braucht“, sagt Gerd Klöck zufrieden. Und er freut sich, dass seine Firma nur virtuell ist – denn bei ihrem Businessplan haben die Studierenden herausgefunden, dass die Vergärung von altem Brot nicht wirtschaftlich wäre. In Bremen nämlich gibt es zu viele kleine Bäckereien, die Logistik wäre also wesentlich aufwendiger als in Städten, wo einige Großbetriebe mit Zentrallagern den Markt beherrschen.

Das Firmensemester hat Studiendekan Klöck mit seinen Kollegen an das Ende des Bachelor-Studi-

*Studierende als Unternehmer:
Tiger Biotec aus Bremen macht's
möglich*

„Wir sind eher schlecht finanziert. Wenn wir etwas voranbringen wollen, dann können wir das nur über unsere eigene Kreativität“



Kultur ins Curriculum - das ist eines der Bremer Projekte

DAS BREMER MODELL

Schon früh setzte die Hochschule Bremen auf eine konsequente Umsetzung des Bologna-Prozesses. Aus den Rahmenvorgaben haben sie ein „Bremer Modell“ geschaffen, das bis heute zum Erfolg der Hochschulentwicklung beiträgt: Im Kern steht dabei ein einheitliches Modulkonzept, in dem quer durch die Fachbereiche gleiche Anteile etwa an Kontaktstunden und Selbstlernanteilen vorgesehen sind. Die Studiengänge sind wegen der gleichen Struktur bestens miteinander kompatibel. Derzeit setzt die Hochschule ein weitergehendes Konzept um, das sie „Bremer Modell plus“ genannt hat. Darin stehen die exzellente Lehre sowie das Lebenslange Lernen im Mittelpunkt.

engangs gelegt. „Nachdem wir auf Bachelor und Master umgestellt haben, dachten wir zunächst, wir müssten viel mehr Stoff in den Bachelor packen, immer mehr Stoff“, sagt er. Bis er dann entdeckte, dass es in dieser letzten Studienphase eigentlich um etwas anderes gehe: Seine Studierenden waren zuvor ein Jahr lang im Ausland, das gehört verpflichtend zum Curriculum. In dieser Zeit setzt jeder seine eigenen Schwerpunkte und sammelt erste Erfahrungen aus der Praxis. „Und dann kommen sie aus Island oder Australien wieder zu uns nach Bremen zurück und ich soll mich vorne hinstellen und sagen: Leute, wo waren wir in der letzten Vorlesung stehengeblieben?“, sagt Gerd Klöck: „Die Vorstellung kam mir absurd vor.“ Stattdessen also hat er Tiger Biotec gegründet. Inhaltlich sind die Aufgaben so fordernd wie die klassischen Seminare, nur dass jeder sein eigenes Spezialgebiet bearbeiten kann. „Die Studierenden haben gelernt, wie sie sich Wissen selbst erschließen können, sie haben bei uns die Zusammenhänge unseres Fachs gelernt. Und wenn wir sie einfach machen lassen, dann lernen sie in dieser Phase viel mehr als mit strukturierten Vorlesungen“, ist Klöck überzeugt. Er selbst begleitet die Studierenden, bei Fragen kommen sie zu ihm ins

Büro und einmal pro Woche ist Jour Fixe für alle Beteiligten.

Anders als bei festen Firmenkooperationen, wie sie an vielen Hochschulen verbreitet sind, geht es bei Tiger Biotec nicht um ein fest vorgegebenes Projekt. In welche Richtung sie eine Aufgabe weiterverfolgen und was nachher dabei herauskommt, liegt ganz in der Hand der Studierenden. „Das dauert drei, vier Wochen, bis sie merken: Die trauen uns das tatsächlich zu“, sagt Gerd Klöck. An Vögel erinnere ihn das, die immer nur im Käfig saßen und plötzlich in die Freiheit entlassen werden: „Die trauen sich am Anfang auch nicht zu fliegen, obwohl sie es natürlich können.“

Der Name Tiger übrigens, verrät Gerd Klöck, sei bei einer Flasche Wein entstanden: Er saß mit seinem Professorenkollegen Tilman Achstetter zusammen, der ebenfalls Gründungsmitglied der studentischen Biotech-Firma ist, und grübelte über das Konzept. „Und auf einmal hatten wir die Idee“, sagt er schmunzelnd – aus ihren beiden Vornamen Tillmann und Gerd schufen sie kurzerhand die Tiger Biotec.

So viel Sprungkraft ist typisch für die Hochschule Bremen. Gute Lehre hat sie zum offiziellen Hochschulziel erhoben, in fast allen Fachberei-

chen finden sich innovative Ideen wie die mit der studentischen Firma. „Wir sind eher schlecht finanziert“, sagt Professor Dr. Uwe Apel mit Blick auf den klammen Haushalt des Landes Bremen: „Wenn wir also etwas voranbringen wollen, dann können wir das nur über unsere eigene Kreativität.“ Apel ist Konrektor für Forschung, in seinem Büro laufen die Ideen aus der ganzen Hochschule zusammen. Die Bologna-Reform habe wie ein Katalysator gewirkt, sagt Apel, selbst promovierter Ingenieur. Bewusst habe man die Studiengänge früh umgestellt und meistens auch inhaltlich umgekrempelt. Das Studium neu zu denken habe sich bestens bewährt: die akademische Qualität sei nach wie vor hoch, die Arbeitgeber hätten immer noch großes Interesse an den Absolventen – und die Studierenden kommen nicht nur aus Bremen und Umgebung, sondern bewerben sich aus ganz Deutschland gezielt für die innovativen Angebote aus der norddeutschen Hansestadt.

Besonderen Wert legt Uwe Apel auf das forschende Lernen. Auf diesem Gebiet hat sich die Hochschule Bremen eine besondere Reputation aufgebaut: Sie zählt zu den forschungstärksten FHs in Deutschland, auch beim Ranking der Drittmittel-Einwerbungen landet sie regelmäßig auf einem der Spitzenplätze. „Jeden Euro, den wir vom Land zur Forschungsfinanzierung bekommen, verzehnfachen wir durch Drittmittel“, sagt Professor Apel. Solche Erfolge kommen auch den Studierenden zu Gute. Die Lehre findet selbst in den niedrigeren Semestern automatisch auf der Höhe der Forschung statt – und wer sich später für eine akademische Karriere entscheidet, der kann das neuerdings auch an der Hochschule Bremen selbst: Als FH hat sie Kooperationsabkommen mit Universitäten im In- und Ausland geschlossen, um eigene Stellen im Mittelbau anbieten zu können, die eine Promotion zum Ziel haben. Etwa 20 wissenschaftliche Mitarbeiter gibt es derzeit schon, ihre Zahl nimmt rapide zu. Der wissenschaftliche Mittelbau, der üblicherweise den Universitäten vorbehalten ist, kann so auch an der Hochschule Bremen einziehen.

Zu den Grundvoraussetzungen für gelingende Lehre zählt man an der Hochschule die Freiheit; einschneidende Vorgaben für die Studiengangsgestaltung gibt es kaum. So setzen manche Fachrichtungen nach anglosächsischem Vorbild auf Blockwochen. Statt immer am Montag Vormittag die Vorlesung im einen Fach und Dienstag das Seminar im anderen Fach zu haben, wird das Semester in vierwöchige Abschnitte eingeteilt. Jedes Fach wird dann vier Wochen am Stück vermittelt – das ermöglicht ein tiefes Eintauchen in die Zu-

sammenhänge, das in der klassischen Vorlesungsstruktur oft nicht möglich wäre.

Ein Aushängeschild der Bremer ist auch die Internationalität. Schon seit zwei Jahrzehnten gehört ein verpflichtendes Auslandssemester zu den meisten Studiengängen, derzeit liegt die Quote bei ganzen 75 Prozent der Studiengänge. Möglich macht das eine flexible Anerkennung der Leistungen: Keine festen Hochschulpartnerschaften liegen dem System zugrunde, sondern flexible Zielvereinbarungen, die jeder Studierende vor dem Weg über die Grenze mit seinem Professor abschließt. Hinter vielen solcher Konzepte steht Dr. Gabriele Witter. Sie leitet das Referat für Hochschulentwicklung, ihr Büro liegt im zweiten Stock über der Mensa. „Die Lehre ist für uns ein strategisches Instrument“, sagt sie. Für gute Ideen ist sie jederzeit offen – von wem auch immer sie kommen. Vor einigen Jahren etwa meldeten sich Studierende bei ihr, die im Ausland ein Modell kennengelernt haben, das sie auch in Bremen einführen wollten: Um gesellschaftliches Engagement geht es, verankert im Curriculum. Wer beim örtlichen Roten Kreuz mit anpackt, für seine Kommilitonen im Hochschulsport zum Trainer wird oder sich bei anderen Einrichtungen engagiert, der soll dafür die Rückendeckung der Hochschule bekommen. Inzwischen ist das Modell etabliert: Eine Mitarbeiterin kümmert sich um die Vermittlung von passenden Partnerorganisationen, mehrere Studiengänge vergeben für das Engagement sogar Leistungspunkte.

Besonders stolz ist Gabriele Witter auf das Angebot „Moderne Kunst und Wahrnehmung“. Darin gehen Studierende ins Museum oder in die Oper, diskutieren mit Fachleuten und nehmen sich Zeit für die Kunst. Pro Semester steht ein Konzert- und Museumsbesuch auf dem Programm, der mit Experten vor- und nachbereitet wird. „Manche waren mit 20 Jahren noch nie in der Oper“, sagt Gabriele Witter. Ihr Ziel ist es, den fachlichen Tunnelblick zu weiten: Nicht nur über die Fragestellungen der eigenen Disziplin sollen die Studierenden diskutieren, sondern auch über die Kultur. „Das merkt ja jeder selbst, der sich mit Kunst beschäftigt – sie hilft dabei, Komplexität zu bewältigen“, sagt sie. Inzwischen ist das Angebot zur festen Größe an der Hochschule geworden. Den Erfolg hat Gabriele Witter unlängst an den Tagen nach der Vorstellung bemessen können. In den Fluren der Hochschule lag der Freischütz in der Luft: „Immer wieder haben Studierende die Motive vor sich hin gepfiffen.“ Eine bessere Bestätigung für den Weg der Bremer Hochschule kann sich Witter nicht vorstellen. ■

EIGENVERANTWORTLICHES LERNEN: DIVERSITY EINMAL ANDERS

Im Leitbild der Hochschule ist es fest verankert, das Thema Diversität. Der Umgang mit Studierenden aus unterschiedlichen Lebens- und Familiensituationen wird immer wichtiger. Ein breites Instrumentarium hat die HS Bremen zusammengestellt, um sich des Themas anzunehmen. Darin finden sich unter anderem auch unkonventionelle Ansätze wie jener von Professor Dr. Gerd Klöck: Der Biologe setzt auf Lernformen, in denen jeder automatisch seine Rolle findet. Nimmt er komplexe Themen durch, teilt er seine Seminare etwa in Kleingruppen auf, die in einem oder zwei Tagen ein Video dazu drehen sollen. „Dass es so gut funktioniert, hätte ich anfangs selbst nicht gedacht“, sagt Klöck: In jeder Gruppe finde sich jemand, der gut mit der Technik umgehen kann, ein anderer könne das Thema verständlich erklären und wieder jemand anders die erklärenden Animationen beisteuern. „Wer ein Thema auf diese Art kennengelernt hat“, so Klöck, „der vergisst es so schnell nicht mehr.“



KREATIVE KOLLISIONEN

Tänzer treffen auf Maler, Designer auf Ingenieure – bei solchen Begegnungen fordert die Berliner Universität der Künste die Kreativität ihrer Studierenden heraus. Planvoll verknüpft sie ihre Fachbereiche und erschließt sich damit ein ungeahntes Potenzial



*Feintuning: In die Mütze haben
angehende Designer ein Radio gebaut*



*Design als innovative Disziplin:
Professorin Dr. Gesche Joost*

*Kreatives Chaos: Das Projekt
„design reaktor“ lebt von Aus-
tausch und Perspektivenwechsel
(rechte Seite)*

Lernen im Spannungsfeld: Interdisziplinäre Vernetzung ist für angehende Künstler ebenso wichtig wie die geschützte Umgebung zur eigenen Reifung

Es sieht aus wie in den Geheimwerkstätten von James Bonds Tüftler Q, wenn Professorin Dr. Gesche Joost durch ihre Räume spaziert: Große Flachbildschirme und Telefone stehen auf den Schreibtischen der Studierenden und in den Vitrinen ringsum ist ausgestellt, woran sie arbeiten. Eine Pudelmütze etwa, in deren Ohrenklappen Kopfhörer eingebaut sind, und wer am Bommel der Mütze zieht, schaltet damit ein Radio ein und stellt es lauter oder leiser. Oder ein Teppich, der unsichtbar mit Magneten gespickt ist: Wird er auf eine bestimmte Art gefaltet, spielt er per Mini-Lautsprecher eine geheime Nachricht ab. Oder das weiche Kissen, in das ein funktionstüchtiges Telefon eingearbeitet ist.

„Design Research Lab“ heißt die Arbeitsgruppe von Gesche Joost, es ist eine Stiftungsprofessur der Deutschen Telekom. „Fragen des Designs stehen heute im Zentrum, wenn nicht sogar am Anfang technologischer Innovationsprozesse“, sagt die junge Professorin. Mit ihren Studierenden kümmert sie sich nicht mehr nur darum, neue Technologien hübsch zu verpacken, sondern arbeitet gezielt und von Beginn an bei der Forschung mit.

Analog zu diesem neuen Selbstverständnis der Designer vollzieht sich eine Entwicklung an der gesamten Universität der Künste Berlin (UdK): Sie will sich öffnen – zum einen sollen sich die eigenen Fakultäten untereinander stärker vernetzen, zum anderen geht es um eine enge Zusammenarbeit etwa mit der benachbarten Technischen Universität und anderen Einrichtungen, die mit Kunst auf den ersten Blick nicht unbedingt etwas zu tun haben. Für die UdK mit ihren 4.000 Studierenden – sie ist sie die größte künstlerische Hochschule in Europa und zugleich die einzige, die von der Musik bis zum

Design alle Disziplinen der Kunst in sich vereint – ist das ein tiefgreifender Wandel, der sich schon seit einiger Zeit vollzieht.

„Für mich heißt gute Lehre, mit den Studierenden neue Perspektiven zu entwickeln“, sagt Professor Axel Kufus, Design-Professor und international renommierter Gestalter: „In unserer Arbeit schaffen wir oft ganz ungewöhnliche Konstellationen von Situationen, Verfahren und Inhalten und starten damit Experimente, deren Ausgang oft große Überraschungen bietet. Immer geht es darum, ein Format zu erfinden, in dem sich Bestehendes anders zusammensetzt und daraus Neues entsteht.“ Kufus ist einer der Initiatoren, die hinter der Öffnung der UdK stehen. Design, sagt er, sei schließlich interdisziplinäre Wissenschaft in Reinform: „Ich muss mein Handwerk gut beherrschen, aber auch die Fähigkeit zu entwickeln, das eigene Können mit anderen Bereichen zu verknüpfen – auch mit noch gänzlich unbekanntem.“ Wenn sich angehende Ingenieure und angehende Designer gegenseitig beschnupperten und überhaupt erstmal ergründeten, was die andere Seite so mache, entstehe dabei eine ungeheure Dynamik. Was dabei herauskommen kann, ist bei Professorin Gesche Joost und ihrem Design Research Lab zu beobachten. Oder auch bei einem Projekt wie dem Design-Reaktor, für das Axel Kufus seine Studierenden mit kleinen Unternehmen und Handwerksbetrieben aus Berlin in Kontakt gebracht hat. Lampenmacher, Auto-Tuner, Dildohersteller, eine Mozzarella-Käserei und etliche weitere Firmen waren an dem Projekt beteiligt. Ohne konkrete Zielvorgabe waren die Studierenden zwei Wochen lang in den Unternehmen unterwegs – heraus kamen, nach gerade einmal zehn Arbeitstagen, 57 neue Produkte und sechs angemeldete



Patente. „Das ist es, was ich meine“, ruft Axel Kufus: „Manche Ideen entstehen eben erst, wenn man sich den Dingen aus verzweigten Perspektiven nähert und ihre Potenziale neu interpretiert!“

Gute Lehre in der Kunst kann aber auch anders aussehen. Sie ist ein schwieriger Spagat zwischen der Inspiration von außen und der eigenen Reifung. „Meine Aufgabe besteht darin, die Studierenden zu sich selbst zu bringen“, sagt Professorin Pia Fries. Sie lehrt Malerei und will ihre Schützlinge behutsam zu ihrem eigenen Stil führen. Die 15 Studierenden aus ihrer Klasse arbeiten in zwei großen Atelierräumen, die Decken fünf, sechs Meter hoch und die Front verglast. Jeder hat einen eigenen Arbeitsplatz, hier entstehen die Kunstwerke der angehenden Maler – immer unter dem Blick der Ateliernachbarn und unter der gemeinsamen Kritik, zu der sich die Studierenden einmal pro Woche mit Professorin Pia Fries treffen. In dieser Woche ist ein junger Mann mit Lockenkopf und legerem Pullover an der Reihe: Er hat eine Videoinstallation an die Wand geworfen, die Leinwand ist bemalt. In Endlosschleife läuft das Bild; es zeigt seinen Bauch in Nahaufnahme, bestrichen mit getrocknetem Ton. Mit jedem Atemzug öffnen sich Risse in dem Material. Der junge Künstler erklärt, wie das Werk entstanden ist – und seine Kommilitonen nehmen ihn mit kritischen Fragen ins Kreuzverhör. Gemeinsam diskutieren sie die Mischung der Stilformen Videoinstallation und Malerei, und sie erörtern die unterschiedlichen Ebenen des Werks. „Das Gespräch, die verbale Auseinandersetzung der Studierenden untereinander über ihre Arbeit ist mir wichtig“, sagt Professorin Pia Fries. „Indem wir über die Ergebnisse diskutieren, entwickeln wir Kriterien für die eigene Arbeitsweise, für gelingende

Kunst“, sagt Pia Fries. In dieser Phase würde sie ihre Studierenden am liebsten ganz im geschützten Raum des Ateliers behalten. Während manche ihrer Kollegen auf eine frühzeitige Verknüpfung mit Galerien setzen und auf baldige Ausstellungen der Studierenden, hält Fries das für kontraproduktiv: „Künstler und Künstlerinnen sollen vom inneren Drang getrieben sein und eben nicht vom vermeintlichen Erfolg auf dem Markt.“ Gute Lehre ist für sie gleichbedeutend mit einem behüteten, sorgsam angeleiteten Reifeprozess, in dem es Freiraum gibt für Versuch und Irrtum.

Bei aller Individualität der Lehrkonzepte sei die Neugier auf das, was hinter anderen Ateliertüren passiert, das verbindende Element an der Universität der Künste, sagt Designer Axel Kufus. Deshalb hat er die UdK-Kollisionen angeregt, ein neuartiges Projekt: Mit einigen Professoren-Kollegen sucht er sich eine Woche im Januar aus und erklärt sie zur unterrichtsfreien Zeit. Nur zwei Regeln gibt es dabei: Jeder Studierende muss teilnehmen – und keiner darf in seiner eigenen Fakultät bleiben. Und so studieren die angehenden Tänzer eine Performance mit Kommilitonen ein, die noch nie getanzt haben, und Musiker setzen sich mit Designern zusammen und entwerfen neue Instrumente. Sogar ein abgesägter Tannenbaum, erinnert sich Axel Kufus, ist dabei in einen Klangkörper verwandelt worden. Es ist der Blick über den eigenen Tellerrand, der dabei so wertvoll ist: Die Studierenden erfahren, wie in anderen Disziplinen gearbeitet wird, sie gewinnen Inspiration aus dem Kontakt mit neuen Kommilitonen und schärfen den Blick auf das eigene Fach, wenn sie es erklären müssen. „Bei solchen Formaten können alle lernen – die Studierenden, und auch wir Professoren.“

KUNST IM POST-GRADUATE-STUDIUM

Das zentrale Institut für Weiterbildung greift auf die breite Expertise der Berliner Universität der Künste zurück: Zahlreiche Post-Graduate-Masterprogramme und Zertifikatskurse werden hier angeboten, zugeschnitten speziell auf den Bedarf von Künstlern. Der Studiengang Sound Studies etwa beschäftigt sich mit der Klangforschung, und auch in den Bereichen Kulturjournalismus oder Theaterpädagogik können die Teilnehmer auf ihr bestehendes Wissen passgenau aufbauen und einen zusätzlichen Abschluss erwerben. Die Zertifikatskurse hingegen sind als Weiterbildung gedacht, damit die Universität die Künstler auch nach ihrem Studienabschluss begleiten kann – um Bühnenpräsenz etwa geht es, um das Kuratieren oder um Musiktherapie. Das Institut für Weiterbildung, das erst vor einigen Jahren ins Leben gerufen wurde, unterstreicht den Anspruch der UdK, ihre vier Fakultäten – Bildende Kunst, Gestaltung, Musik, Darstellende Kunst – miteinander zu verzahnen und den Studierenden dadurch neue Wege zu eröffnen.



DIE EINHEIT VON FORSCHUNG UND LEHRE ALS GELEBTE REALITÄT

Es ist ein gutes Zeichen, dass in Deutschland so intensiv über die Lehre debattiert wird. Dank dieser Offenheit finden sinnvolle Innovationen ihren Weg in die Hochschulen. Von Dr. Peter A. Zervakis



Dr. Peter A. Zervakis leitet das Projekt nexus der HRK

Bild rechts: nexus-Auftaktveranstaltung in Hildesheim. V.l. die niedersächsische Kultusministerin Prof. Dr. Johanna Wanka, der Präsident der Stiftung Universität Hildesheim, Prof. Dr. Wolfgang-Uwe Friedrich, und die HRK-Präsidentin Prof. Dr. Margret Wintermantel.

Lehre nicht als Leuchtturm verstehen, sondern in ihrer Breitenwirkung – das ist die Herausforderung

Die Beispiele in diesem Magazin zeigen eindrucksvoll: Lehre verschenkt einen großen Teil ihrer möglichen Wirkungen, wenn sie sich als reine Wissensvermittlung begreift. Die Studierenden müssen vielmehr gefordert und gefördert werden, sie brauchen die Chance, das Wissen aktiv zu verarbeiten. Dass solche Lehrmethoden und -strategien effektiver sind als darbietende Formen der Wissensvermittlung, entspricht dem heutigen Stand der Lehrforschung. Mit dieser Erkenntnis geht ein Wandel in der Lehr- und Lernkultur an unseren Hochschulen einher. Das ist für die HRK der Dreh- und Angelpunkt in der aktuellen Debatte um Kompetenzen und Kompetenzorientierung: Wir müssen ein Lernen fördern, durch das die Absolventen zu Persönlichkeiten werden, die in Bildungs- und Erkenntnisprozessen gereift sind. Bildung heißt in diesem Zusammenhang, das zu lernen, was man braucht, um sachlich angemessen und gesellschaftlich verantwortlich zu handeln – und um das eigene Leben sinnvoll zu gestalten. Dazu gehört Fachwissen, aber eben auch dessen problemorientierte Anwendung sowie bestimmte Haltungen und Werte, die der Wissenschaft zu Grunde liegen.

Wenn in der aktuellen Debatte um gute Lehre gefordert wird, den Absolventen Kompetenzen zu vermitteln, sollten Lehrende wie Lernende an den Hochschulen vor allem eine Frage abwägen: Wieviel Grund- und Fachwissen wollen und müssen sie vermitteln – und wie groß soll zugleich der Anteil der Kompetenzen sein?

Zunächst kommt es auf die Rahmenbedingungen an. Inzwischen sind unbestreitbar Massenhochschulen Realität: Statt fünf Prozent eines Jahrgangs wie in früheren Zeiten sind es heute mehr als 40 Prozent, die sich an einer Hochschule einschreiben. Jene fünf Prozent von einst blieben meistens auch im Arbeitsleben der Wissenschaft und der Forschung treu, wohingegen es heute einem Großteil der Absolventen darum geht, das erworbene

Wissen am Arbeitsplatz konkret anzuwenden. Den Hochschulen ist im Zuge dieses Wandels die Verpflichtung zugewachsen, verstärkt zu gesellschaftlich verantwortlichem Handeln anzuleiten und die Absolventen in die Lage zu versetzen, Haltungen auszubilden und weiterzugeben, Personen zu führen, Zusammenhänge zu überblicken und eigene Ansichten darzulegen. Das alles fällt unter den Begriff „Kompetenzen“.

Wie aber ist umzugehen mit dem Grund- und Fachwissen? Das wird natürlich weiterhin den Kern eines akademischen Studiums ausmachen, daran kann kein Zweifel bestehen. Aber es ist die Vermittlung, die sich ändert. So kann etwa eine vernünftige Reaktion auf den stetig zunehmenden Wissensbestand nur so aussehen, dass Wert gelegt wird auf die Fähigkeiten der Studierenden, vorhandenes Wissen zu erschließen, zu verknüpfen und anzuwenden sowie sich neues Wissen anzueignen und zu kommunizieren.

Unmittelbar an diese Frage, was zu lernen ist, schließt sich die Überlegung zum wie an. Was gute Lehre ist, das wird in Studien immer wieder herausgestellt: Sie bewirkt aktives studentisches Lernen und trägt zu hoher Qualität des Lernens bei (also dazu, dass sich die Studierenden den Stoff aneignen und ihn nicht bloß auswendig lernen). Wie unterschiedlich der Weg dorthin sein kann, zeigen die in diesem Magazin vorgestellten Beispiele; das Spektrum reicht vom Zeitlassen („time to wait“) über Interaktion und regelmäßiges Feedback bis dahin, über das eigentliche Studienfach hinauszuschauen. Um solche Ziele flächendeckend zu erreichen, muss natürlich der Rahmen stimmen; die Rede ist von guten Betreuungsrelationen, einer ausreichenden Finanzierung und nicht zuletzt einer tatkräftigen Unterstützung der Lehrenden.

Dass die deutschen Hochschulen sich so offen für die Debatte stellen, ist ein gutes Zeichen. Ich denke etwa daran zurück, wie sich in der Medizin eine ähnliche Fragestellung zu einem Prozess aus-



gewachsen hat, der schnell in die Breite gegangen ist und heute bereits die Lehre maßgeblich prägt: Aus der Entscheidung heraus, das Studium an den erforderlichen ärztlichen (Berufs-) Kompetenzen zu orientieren, ist eine rege Diskussion darüber entstanden, was ein approbierter Mediziner eigentlich alles beherrschen sollte. Hunderte Teilnehmer engagieren sich heute am Nationalen Kompetenzorientierten Lernzielkatalog (NKLM), und durch eben diese konzeptionelle Arbeit gewinnt die gesamte Ausbildung an den deutschen medizinischen Fakultäten neue Impulse. Es sieht so aus, als mache dieses Beispiel Schule: Immer mehr Fachbereiche stellen sich die Frage,

was denn gute Lehre sei. Für die Hochschulen ist das eine immense Chance, die über Jahrzehnte hinweg tradierten Muster aufzubrechen. Wohlgedacht: Sie nicht über Bord zu werfen, aber sich zu überlegen, was man besser machen könnte, an welchen Stellen sinnvolle Innovationen aufgenommen werden sollten.

Davon profitieren natürlich unmittelbar die Studierenden, die ja die Zielgruppe von guter Lehre sind. Es profitiert aber auch die Forschung, denn der frische Wind weht fraglos neue Ideen in die Labore und Thinktanks. An dieser Stelle wird die Einheit von Forschung und Lehre, die gerade dieser Tage so oft beschworen wird, eine gelebte Realität. ■■■

WEGE ZU EINER GUTEN LEHRE

- Studierendenzentrierung (Lernergebnis-/Kompetenzorientierung, Diversität der Studierenden einbinden, Studierende als Partner und Experten ihrer Lernerfahrung anerkennen, verpflichtende Self-Assessments anbieten, „Shift from teaching to learning“)
- Professionalisierung (Vielfalt von Lehr- und Prüfungsformen nutzen, Beratungs-/Betreuungsstrukturen ausbauen, Weiterqualifizierungsmöglichkeiten für Lehrende schaffen, Lehr-/Lerngemeinschaften bilden, hochschulübergreifende Fach- und Kompetenzzentren gründen, Ausbau der Lehr-/Lernforschung und Anbindung an die hochschulinterne Qualitätsentwicklung in der Lehre)
- Schaffung rechtlicher, curricularer und zeitlicher Freiräume für Lehrende und Lernende (Abbau der Verrechtlichung, Freisemester für die Lehre, Flexibilität)
- Forschungsorientierung (forschendes Lernen, Evidenzbasierung)
- Transparenz und Veröffentlichung (Studierendenbefragungen, Lehrevaluationen, Online-Foren, Absolventenstudien, Verbreitung guter Praxisbeispiele)
- Richtige Anreize setzen (Qualitätspakt Lehre, Forum für Lehre, Lehrpreise wie Ars legendi, Wettbewerbe exzellente Lehre, Lehrkompetenz in Berufungsverfahren stärker gewichten)
- Institutionalisierung lehrförderlicher Strukturen an Hochschulen (Studierendenvertreter in Verantwortung nehmen, Qualitätszirkel, externe Beiräte)
- Förderung der individuellen und institutionellen Wertschätzung für Lehrende und Lernende (Konzepte für gutes Lehren und Lernen)

Quelle: HRK-Beschluss der Mitgliederversammlung vom 22.4.2008 „Für eine Reform der Lehre in den Hochschulen“, Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft: „Was macht exzellente Lehre aus? Eine Synopse“, März 2011.

DREHSCHIBE ZUR WEITERENTWICKLUNG DER LEHRE

Das Projekt nexus der Hochschulrektorenkonferenz unterstützt Hochschulen bei der Weiterentwicklung von Studienprogrammen und dem Ausbau der Studienqualität. „Konzepte und gute Praxis für Studium und Lehre“ ist das Motto von nexus, das zugleich das Programm umreißt. Der Begriff „nexus“ bedeutet Verbindung oder Gefüge; in diesem Sinne versteht sich das bis 2014 angelegte Vorhaben der HRK als Drehscheibe, auf der Informationen, Konzepte und gute Beispiele aus den Hochschulen aufgegriffen, systematisiert und weiter vermittelt werden. Dabei konzentriert sich nexus auf folgende Handlungsfelder:

- Ausbau der fachgerechten Modularisierung, Lernergebnis- und Kompetenzorientierung gestufter Studienprogramme
- Differenzierung und Ausgestaltung von Masterstudiengängen
- Fachspezifische Integration der Arbeitsmarktrelevanz in das Studienangebot
- Diversitätsmanagement in Studium und Lehre
- Förderung der Durchlässigkeit zwischen akademischer und beruflicher Bildung
- Entwicklung von Anerkennungsverfahren für im Ausland erbrachte Studienleistungen

Mit Expertentagungen und Workshops, mit Umfragen und Fachpublikationen steuert nexus in diesen wichtigen Feldern Impulse zur Diskussion bei. Das Projekt nexus wird vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) finanziert.

Gute Lehre

Frischer Wind an deutschen Hochschulen

Projekt nexus – Konzepte und gute Praxis für Studium und Lehre

Herausgegeben von der Hochschulrektorenkonferenz

Ahrstraße 39, 53175 Bonn

Tel.: 0228/ 887-0

Telefax: 0228/ 887-110

nexus@hrk.de

www.hrk-nexus.de

Verantwortlich

Dr. Peter A. Zervakis, Leiter des Projekts nexus der HRK

Autor

Kilian Kirchgeßner

Redaktion

Dr. Juliane Bally, Barbara Kleinheidt, Dr. Sylvia Ruschin, Monika Schröder

Recherche, Verifikation und Endredaktion

Team HRK-Projekt nexus

Visuelle Konzeption, Gestaltung, Illustration, Bildredaktion

Völker + Eicke, www.ve7.de

Bonn, Mai 2011, I. Auflage

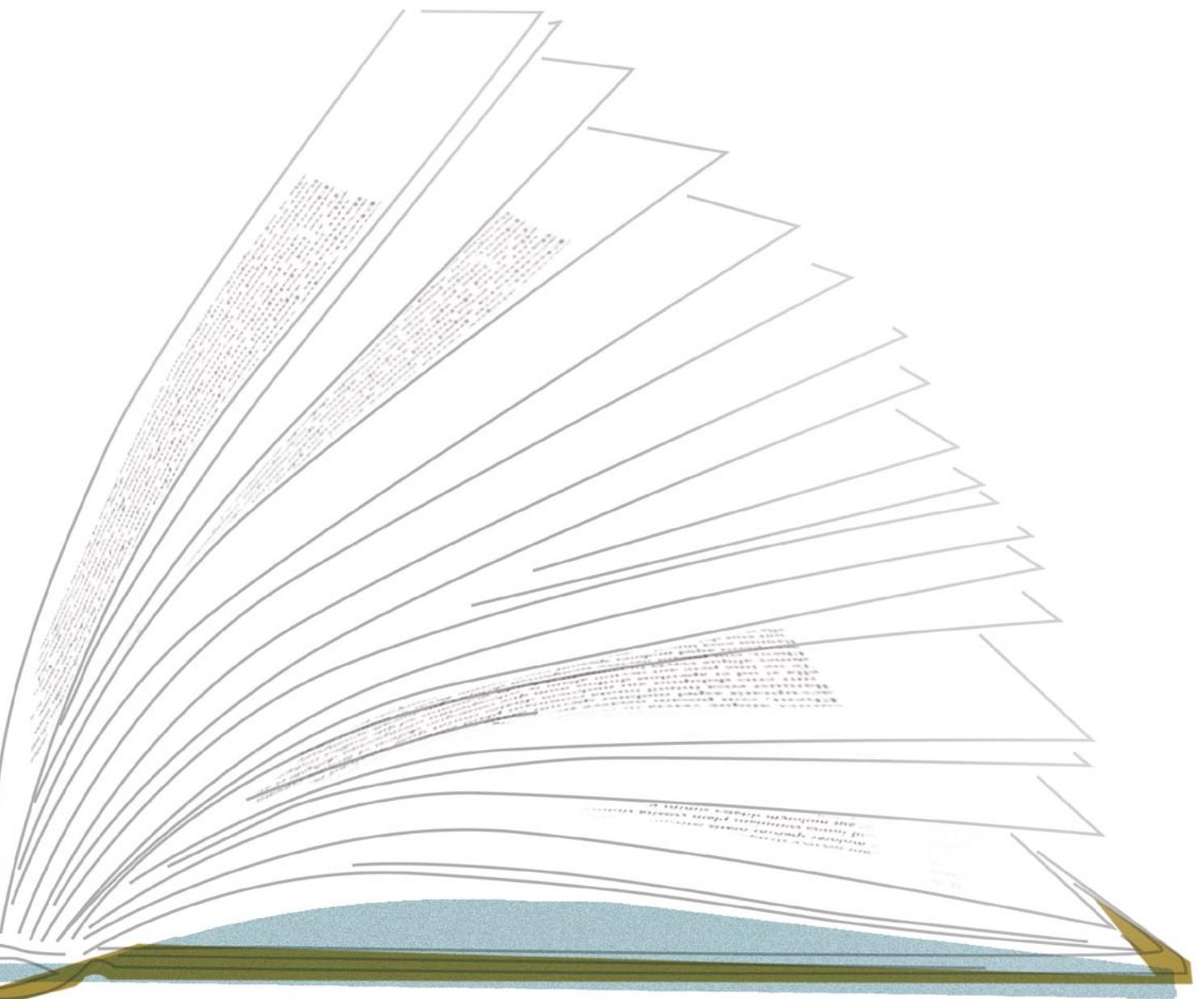
ISBN 978-3-938738-99-3

Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird in dieser Broschüre auf die Nennung der männlichen und weiblichen Form verzichtet. Es sind selbstverständlich immer beide Geschlechter gemeint.

Nachdruck und Verwendung in elektronischen Systemen - auch auszugsweise – nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung durch die Hochschulrektorenkonferenz. Die HRK übernimmt keine Gewähr für die Aktualität, Richtigkeit und Vollständigkeit der bereitgestellten Informationen der abgedruckten Texte.

Reprinting and use in electronic systems of this document or extracts from it are subject to the prior written approval of the German Rectors' Conference. The German Rectors' Conference does not guarantee the topicality, accuracy and completeness of the printed documents.







viel-
fältig

praxisnah

über-

zeugend

vernetzt

aufgeschlossen

anregend

engagiert

innovativ

maßgeschneidert

kreativ

systematisch

inspirierend

rend,
erender
immer w
s unser: Ho
sellschaftlichen
it auf
re künftigen Aufga
esten, geschieht
Debatte entwickelt. Für
gient sich unsere Hochsch
im Land sind überzeugende
ch weiter gefördert werden k
ins auf eine Rundreise durch De
d Innovationen nachzuspüren. Wir
er nur wenige Beispiele abbilden könn
ichst
ben kleine wie große, junge wie alte Hochsch
hochschulen ebenso wie Universitäten. Sie werden b
illn, wie in er
atentrezept nicht gibt, ist ohne eine Binse
n Ansätze verdeutlichen
en Fachkulturen und die verschiedenen Lehrpersönlich
er Fachkompetenz heraus
her umsetzen. Mich freut es außerdem zu sehen, mit
engagiert sich auch die Studierenden in die Diskussion
n. Die Hochschulen in Deutschland – das unterstreichen die
gestellten Beispiele – haben längst erkannt, wie wichtig die
nutzen die kontinuierlichen und systematischen Verbesserungen
nre Wettbewerbsfähigkeit auch weit über die Landesgrenzen hinaus
verbessern. Ich wünsche Ihnen auf den folgenden Seiten ein
iregende Reise durch die deutsche

GEFÖRDERT VOM



Bundesministerium
für Bildung
und Forschung